

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Wie gut sind Kinderkrippen für Kinder?

Forscher, Ärzte und Psychologen warnen. *Von Daniela Niederberger*

«Juden im Dienste des Grosskapitals»

Die befremdlichen Schriften des Dr. oec. HSG Res Strehle. *Von Philipp Gut*

Ein Loblied auf Radio SRF 1

Die hohe Kunst des Mainstreams. *Von Rico Bandle*



ROAMER

OF SWITZERLAND



Searock

since **125** 1888-2013
YEARS
Roamer of Switzerland

Roamer of Switzerland AG

Solothurn

Tel. 032 625 51 11

info@roamer.ch

www.roamer.ch

Genf: Swiss Corner. **Interlaken:** Kirchofer AG, Uhren-Bijouterie. **Luzern:** Casagrande & Co. / City Watch / Harry's Swiss Watch Center GmbH / Hofstetter & Berney AG, Watches Jewellery / Juwelia AG. **Zürich:** Affolter Max, Uhren-Bijouterie / Heinicke Max, Uhren-Bijouterie.

Intern

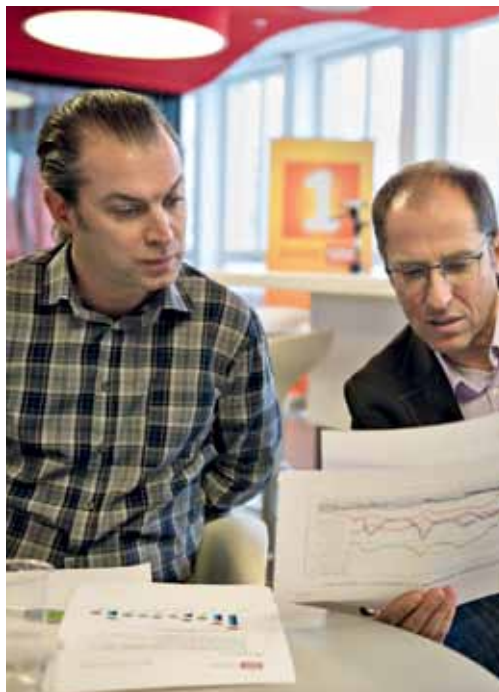
Die Schweiz verzeichnet, gemessen an der Bevölkerungszahl, weit mehr Asylgesuche als die meisten anderen europäischen Länder. Deutschland zum Beispiel hat seit dem arabischen Frühling mehr als fünfmal weniger Gesuche pro hunderttausend Einwohner registriert. Um der Attraktivität der Schweiz für Asylbewerber auf den Grund zu gehen, sprach Redaktor Andreas Kunz mit Migrationsexperten, Politikern und Hilfswerken. Er besuchte aber auch ein Asylzentrum im Zürcher Oberland, um die Flüchtlinge direkt zu fragen, warum sie die Schweiz als Land ihrer Träume sehen. Die meisten von ihnen hatten in ihrer Heimat jedoch noch nie etwas gehört über das Land. Erst die Schlepper hätten ihnen gesagt, dass die Schweiz «besonders reich und hilfsbereit» sei. **Seite 28**



«Besonders hilfsbereit»: Asylbewerber in Chiasso.

Wie kommt der designierte Finanzchef eines börsenkotierten Unternehmens auf die Idee, mit dem Geld seines Arbeitgebers in eine chinesische Firma zu investieren, die er nicht kennt? Und die, wie eine einfache Google-Recherche zeigt, auch gar nicht wirklich existiert? Diese Frage stellen sich im idyllischen Engelberg viele, seitdem der Buchhalter der Titlis-Bergbahnen 10,4 Millionen nach Macao abzweigte. Diese Woche muss sich der Angeklagte, der nach seiner fristlosen Entlassung wieder eine Stelle als Buchhalter gefunden hat, vor dem Obwaldner Kantonsgericht verantworten. Inlandredaktor Christoph Landolt hat auf dem Gipfel und am Fuss des Titlis nachgeforscht. **Seite 40**

Wenn man sich vermehrt dabei ertappt, dass man auf Radio SRF1 umschaltet, so ist dies ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Jugendjahre vorbei sind. Immerhin kann man sich trösten, dass man damit nicht allein ist. Über ein Drittel der Deutschschweizer Bevölkerung hört täglich SRF1. Der Sender entzieht sich gänzlich urbanen Trends, nimmt die Alltagsfreuden und -sorgen der



Jugendjahre sind vorbei: Bandle (l.), Ruckstuhl.

Schweizerinnen und Schweizer auf und trifft damit exakt den Geschmack des Landes. Wie wird SRF1 gemacht? Wer sind die Leute hinter dem Mikrofon? Kulturredaktor Rico Bandle hat das beliebteste Radio der Schweiz besucht. **Seite 42**

Nach dem islamistischen Wahlsieg in Tunesien hat das westliche Medieninteresse am Ursprungsland des arabischen Frühlings stark abgenommen. Demokratisch an die Macht gelangt, sägen die Islamisten an den Grundpfeilern der Demokratie, und sie säen politische Gewalt. Doch all das stösst zusammen mit der wirtschaftlichen Misere, gegen welche die Islamisten machtlos sind, auf zunehmenden Widerspruch. Ein Mordanschlag auf einen linksgerichteten Oppositionspolitiker hat das Fass nun zum Überlaufen gebracht. Während Zehntausende dem erschossenen Politiker das letzte Geleit gaben, brachten die Islamisten kurz danach nur gerade wenige tausend Manifestanten auf die Strasse. Dass der arabische Frühling unweigerlich in islamistischen Diktaturen endet, ist bei weitem noch nicht erwiesen. Reporter Kurt Pelda ist nach Tunesien gereist und berichtet über die welke Jasmin-Revolution. **Seite 50**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Andreas Kunz, Christoph Landolt, Daniela Niederberger, Alex Reichmuth, Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles), Florian Schwab, Lucien Scherrer, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Markus Gisler, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgele, Franziska K. Müller, Daniele Musciconico, Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York), Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung), Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)
Layout: Tobias Schär (Leitung), Silvia Ramsay
Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung), Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger
Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung), Christine Lesnik (Leitung WW-Magazin), Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93, info@aextra.ch
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG, Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Von den Leuten hier
kann man sich wirklich
was anschauen.
Sich bewusst Zeit
zu nehmen und den
Moment zu genießen,
zum Beispiel.



Österreich

ankommen
und aufleben

www.austria.info

Ihre persönliche Ferienberatung
gebührenfrei unter 00800 400 200 00.

Linksextrem

Journalisten sind besonders anfällig für linke Irrlehren. Mindestens so gross ist die Weigerung, offen dazu zu stehen. Von Roger Köppel

Intelligenz schützt vor Dummheit nicht. Künstler, Akademiker und Journalisten sind besonders anfällig für Geistesstrübungen, Utopien und politische Ideologien, vor allem wenn sie in Gestalt faszinierender Denksynthesen daherkommen. Die Weltgeschichte ist eine Chronik der geistigen Verirrungen, wobei die Klügsten sich oftmals in der Rolle der am meisten Verblendeten wiederfinden. Es ist erstaunlich, welche Geistesgrössen an der Deutung und Bewältigung der Realität immer wieder gescheitert sind. In der Regel ist der vernünftige Normalmensch im Unterschied zum Verbildeten-Gebildeten näher an der Wirklichkeit.

Das 20. Jahrhundert lieferte bisher wohl die grösste Dichte an mörderischen Ideologien, die erstaunlich lange erstaunlich viele Fürsprecher fanden. Aus nachvollziehbaren Gründen hielt die Begeisterung über den «böhmischen Gefreiten» Adolf Hitler nicht lange an. Die Kapitalverbrechen des Nationalsozialismus, die in einer totalen Niederlage und einem verwüsteten Kontinent endeten, beschämten alle Schwärmer, und es setzte, insbesondere in Deutschland, eine geradezu vorbildliche kritische Auseinandersetzung mit der Faszinationskraft und den Folgen des rechten politischen Extremismus ein. Niemand konnte sich nach dem Zweiten Weltkrieg noch ernsthaft als «Nationalsozialisten» bezeichnen, ohne sich damit zu Recht gleich ins totale gesellschaftliche Abseits zu katapultieren.

Eine ungleich gnädigere Behandlung erfuhr demgegenüber die mindestens so verwerfliche Ideologie des internationalen Sozialismus, der eine Vorstufe und Voraussetzung des nationalen Sozialismus hitlerscher Prägung bedeutete, wie in der letzten Ausgabe der US-Historiker Richard Pipes in einem Interview erklärte. Die Kommunisten überstanden den Zweiten Weltkrieg und später auch den Kalten Krieg moralisch erstaunlich unbeschädigt, obschon sie in der weltweiten Gesamtbilanz ungleich grössere Verheerungen anrichteten als der allerdings nur während zwölf Jahren wütende Hitler. Das «Schwarzbuch des Kommunismus» nennt die Zahl von 100 Millionen Todesopfern, die der Kommunismus in seinen unterschiedlichen Ausprägungen von Lenin, Stalin und Mao bis hin zu Pol Pot und dem afrikanischen Schlächter Mengistu im 20. Jahrhundert gefordert habe. Viele Kommunisten im Westen



«Chronik der geistigen Verirrungen.»

wussten frühzeitig von diesen Verbrechen und billigten sie.

In der schweizerischen Öffentlichkeit wäre es heute undenkbar, einen früheren Nationalsozialisten als Chefredaktor einer grossen meinungsbildenden Zeitung anzustellen. Eine Person, welche die Gewalttaten des Faschismus von Mussolini über Hitler bis Franco bei vollem Bewusstsein irgendwann gerechtfertigt oder gar verherrlicht hätte, würde als intellektuell nicht zurechnungsfähig bezeichnet werden, egal, ob sie sich vom Extremismus inzwischen distanziert hätte oder nicht. Ganz anders ist es, wenn heutige Journalisten oder Politiker in früheren Jahren für den internationalen Sozialismus und seine mörderischen Ikonen trommelten. Obschon sich die Schreckensideologien in nichts nachstehen, hat es sich irgendwie eingebürgert, dass man die linke Militanz als weniger schlimm empfindet als ihr rechtes Pendant. Das ist interessant, aber willkürlich, unhistorisch und in den Augen der Opfer ungerecht.

Viele prominente Schweizer Journalisten haben selber eine belastete linke Vergangenheit, und es ist ihnen fürchterlich peinlich, mit sich darüber ins Reine zu kommen. Die Folge ist, dass der linke Extremismus in der Schweiz kaum durchleuchtet wird. Wer Licht ins Dunkel bringen will, sieht sich ausgelacht oder kritisiert als «kalter Krieger». Man wirft ihm vor, durch sein unbotmässiges Vordringen in linke Abgründe nur die Verbrechen der Rechten verharmlosen zu wollen, auf dass er sich doch umgehend wieder auf die Erforschung der «richtigen» politischen Sündenfälle verlege. Neuerdings ist in der Schweiz, namentlich gegen die *Weltwoche*, die Kritik zu

hören, es fehle der «aktuelle Bezug», wenn man den Chef einer überregionalen Schweizer Tageszeitung mit der Tatsache konfrontiert, dass er als Vierzigjähriger im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte noch immer Terroristen feierte und hautnahe Kontakte pflegte zu gewaltbereiten linksextremen Milieus, die im bürgerlichen Verfassungsstaat nur eine schlecht bepinselste Fassade eines im Kern faschistischen Unrechtsregimes erblickten. Repräsentanten dieser Ordnung waren für die linken Fanatiker Hindernisse, die es zu beseitigen galt auf dem Weg zum notwendigen Durchbruch des sozialistischen Ideals.

Das Gehirn jedes Menschen ist zu gewaltigen Irrtümern fähig, und man sollte sich zurückhalten, mit dem Moralfinger auf jene zu zeigen, denen in bestimmten Lebensphasen ein paar Sicherungen durchbrannten. Es kann jeden erwischen. Die meisten Linksextremen haben ihren früheren Irrlehren abgeschworen, manche haben eine Schubumkehr nach rechts eingelegt. Andere haben sich auf eine sozialistische «Minimalutopie» (François Furet) zurückgezogen. Wer heute allerdings in der Öffentlichkeit und beispielsweise im Journalismus wirken will, muss sich seiner politischen Vergangenheit stellen.

Es ist richtig, dass rechte Extremisten nicht in meinungsbildenden Positionen geduldet werden. Ebenso klar ist allerdings, dass ehemalige Linksextremisten, die sich nie von ihren Positionen distanzierten, kein Recht auf Verschweigen haben. Von Leuten, die in der Öffentlichkeit Verantwortung tragen, möchte man erst recht wissen, wo sie wirklich stehen und was sie allenfalls zu irritierenden Ereignissen aus ihrer jüngsten Vergangenheit zu sagen haben.

Dass sich viele Journalisten und sogar eine Standesorganisation mit ethischem Anspruch kollektiv zur Wehr setzen, wenn ein prominentes Mitglied unter ihnen mit befremdlichen Aussagen und Handlungen aus der eigenen Biografie konfrontiert wird, wirft ein trübes Licht auf die Branche. Ausgerechnet jene Gilde, die sich die Aufarbeitung von Fakten und die Herstellung von Transparenz mit beträchtlichem Selbstbewusstsein bis Selbstgerechtigkeit auf die Fahne geschrieben hat, igelt sich ein, sobald die eigenen Massstäbe auf sie selber angewendet werden.

Wir haben die letzten zwanzig Jahre fast ausschliesslich von der Rolle der Schweiz gegenüber den rechtsextremen Diktaturen im Zweiten Weltkrieg gesprochen. Vermutlich haben viele Journalisten und Meinungsmacher vor allem deshalb so gerne über den fernen Zweiten Weltkrieg geredet, weil man dann nicht über die eigene, viel jüngere Vergangenheit sprechen musste. Es ist an der Zeit, die Geschichte des Schweizer Linksextremismus genauer unter die Lupe zu nehmen.



Pragmatikerin: Widmer-Schlumpf. Seite 26



Radikale Ansichten: Res Strehle. Seite 34



Kopflös: «L'Origine du monde». Seite 58



Selbstzweifel: Papst Benedikt XVI. Seite 14

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Zugeständnisse sind unnötig
- 9 **Im Auge** Sandra Zellweger, Schauspielerin
- 10 **Kommentar** Ein juristischer Staatsstreich
- 11 **Personenkontrolle** Bürgi-Schmelz, Couchepin, Strupler, Berset, Bruhin, Riklin, Fehr, Büchler
- 11 **Nachruf** Richard Artschwager, Künstler
- 12 **Wie gut sind Kinderkrippen für Kinder?**
Ärzte und Psychiater warnen vor negativen Wirkungen
- 14 **«Wir sind Staub»**
Benedikt XVI. geht so, wie er angetreten ist: leise
- 16 **Die Deutschen** Doktor der DDR
- 16 **Wirtschaft** Traut nicht dem Titel
- 17 **Ausland** Fernöstliches Muskelspiel mit Gefahren
- 18 **Mörgeli** Unterwegs zur Richterdiktatur
- 18 **Bodenmann** Die SBB und das fossile Zeitalter
- 19 **Medien** Lehrstück auf dem Boulevard
- 19 **Gesellschaft** Babyboomer sind kränker
- 20 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

- 22 **Gerechtigkeit, gallig-grün und gelb**
Die Minder-Initiative hat aus Bürgern Neider gemacht

26 Aus persönlicher Überzeugung

Finanzministerin Widmer-Schlumpf wird missverstanden

28 Asylmagnet in den Alpen

Warum die Probleme im Flüchtlingswesen anhalten werden

30 Athen Doris Fiala (FDP) über Ausschaffungsgefängnisse

32 Ausweitung der Therapiezone

Immer mehr Menschen beziehen IV aus psychischen Gründen

34 «Juden im Dienste des Grosskapitals»

Die extremen Ansichten des Dr. oec. HSG Res Strehle

39 Essay Die Berufslehre wird zu Unrecht kritisiert

40 Der gute Glaube des Bösewichtes

Das Nebengeschäft des Buchhalters der Titlis-Bergbahnen

42 Ein Loblied auf Radio SRF 1

Die hohe Kunst des Mainstreams – ein Studiobesuch

46 Calvin würde Beifall klatschen

Die beiden grössten Privatbanken auf dem Finanzplatz Genf

48 Wanderzirkus für 250 Millionen Euro

Das Europäische Parlament: Sinnbild der Verschwendung

50 Verwelkte Jasminblüten

In Tunesien verlieren die Islamisten an Beliebtheit

56 Amerika Obamas Lizenz zum schrankenlosen Töten

57 Pop Frank Ocean ist vermutlich ein Genie

58 Bild der Freiheit

Eines der skandalträchtigsten Gemälde der Kunstgeschichte

63 Zeitgeschichte Weltwoche-Artikel vom 14. Oktober 1938



«Ich musste das Steuer in die Hand nehmen»: Clan-Chefin Marisa Merico. Seite 52

Interview

52 Die Patin

Als ihr Vater wegen Mordes ins Gefängnis kam, wurde Marisa Merico mit 22 die erste Frau an der Spitze der 'Ndrangheta

Stil & Kultur

64 Stil & Kultur Lieblingslegenden: Jackie und John F. Kennedy

66 Bestseller

66 «Meine Frauen sind die Gewinnerinnen»

Shirin Neshat, die bekannteste Filmemacherin Irans, über Freiheit und Kunst

67 Jazz Wes Montgomery

68 Top 10

68 Kino «The Master»

69 Fernseh-Kritik «The Voice of Switzerland»

70 Namen Aviel Cahn, Tatjana Gürbaca, Aleksandra Kurzak, Kasper Holten

71 Hochzeit Olga Campaniello und Arturo Gueniat

71 Thiel Politically correct

72 Wein Talamonti Kudos 2008

72 Die Besten Ein Sprüngli Richtung Fernost

73 Auto BMW M135i (5-Türer)

73 Zu Tisch «Ecco on Snow» im Hotel «Giardino Mountain», Champfèr-St. Moritz

78 MvH trifft Nomi Fernandes, Glamour-Model

Autoren in dieser Ausgabe

Esther Girsberger



Die promovierte Juristin war 1998 bis 1999 Chefredaktorin des *Tages-Anzeigers*. Im Dezember 2011 erschien ihr Buch «Eveline Widmer-

Schlumpf – Die Unbeirrbare». Etwas mehr als ein Jahr später überprüft sie für die *Weltwoche* ihre damaligen Einschätzungen der Finanzministerin. Seite 26

Matthias Döpfner



Döpfner studierte Germanistik, Musik- und Theaterwissenschaften. Ab 1998 war er Chefredaktor der *Welt*; seit 2002 ist er Vorstandsvorsitzen-

der der Axel Springer AG. Sein Essay über Gustave Courbets Gemälde «L'Origine du monde» thematisiert die Sexualität als Ursprung der Menschheit. Seite 58

Abonnenten profitieren.



Ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH
 80 JAHRE QUALITÄT

Was einem wichtig ist, muss man nicht immer selbst tun.

UBS Strategy Funds.

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Strategy Funds bieten wir Ihnen die Möglichkeit, weltweit von unseren Markteinschätzungen und Empfehlungen zu profitieren. Die unterschiedlichen Varianten dieser professionell und effizient bewirtschafteten Anlagefonds ermöglichen attraktive Renditen, die in Einklang mit Ihrem persönlichen Risikoprofil stehen. Lassen Sie sich von unseren Anlagespezialisten individuell und fundiert beraten.

Jetzt informieren und investieren:
www.ubs.com/strategyfunds

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



Zugeständnisse sind unnötig

Von Markus Schär — Für ein Stromabkommen müsste die Schweiz EU-Recht übernehmen. Diesen Preis dürfe unser Land nicht zahlen, sagt Unternehmerin Martullo-Blocher. Niemand widerspricht.



«In der Schweiz herrschen verklärte Ansichten»: Ems-Chefin Martullo-Blocher.

Selten erregte Magdalena Martullo-Blocher so viel Medienaufmerksamkeit, wenn sie die Bilanzzahlen ihrer Ems-Chemie verlas. Der *Blick* feierte sie auf der Frontseite als «erfolgreichste Managerin der Schweiz». Und der *Tages-Anzeiger* nahm ihren Aufruf, die Relationen zu wahren, also Economiesuisse als Dachverband von Unternehmen mit zwei Millionen Arbeitsplätzen und Swis cleantech als Klub von «Subventionsempfängern» nicht gegeneinander auszuspielen, einmal mehr zum Anlass, genau dies zu tun: Er liess Swis cleantech-Chef Nick Beglinger von einer konzertierten Kampagne gegen Bundesrätin Leuthard, die Energiewende und seinen wichtigsten Verband halluzinieren.

Schweigen zum CO₂-Ausstoss

Kaum jemand nahm jedoch die brisanteste Aussage von Magdalena Martullo-Blocher zur Kenntnis: «Wir brauchen kein Stromabkommen mit der EU.» Da ist sie zwar «ganz de Bappe»: Christoph Blocher lehnt das Stromabkommen seit je ab, weil es die EU nur um den Preis eines umfassenden Vertrags mit institutionellen Regeln abschliessen will, weshalb die Schweiz ihre Souveränität verlöre. Weil sich die EU und die Schweiz in dieser Frage kaum näherkommen, liegt das vom Bundesrat als «Modellfall» bezeichnete Stromabkommen in den

Schubladen. Die Unternehmenschefin geht aber noch einen Schritt weiter: Die EU habe weit mehr Interesse am Stromabkommen als die Schweiz, behauptet sie; deshalb dürfe die Schweiz der EU nicht entgegenkommen, indem sie ihre Souveränität opfere.

Das begründet sie mit dem Desaster der deutschen Energiewende. Mit dem Strom aus den stark ausgebauten Windkraftwerken und Solaranlagen lässt sich die weltführende deutsche Industrie nicht betreiben, denn er fliesst ganz unregelmässig. Deshalb erzeugt Deutschland die Bandenergie, also den verlässlichen stetigen Strom, mit immer mehr Kohlekraftwerken, im letzten Jahr 45 Prozent der gesamten Produktion, neben 7 Prozent mit dem Wind und 5 Prozent dank der Sonne. «Mehr als die Hälfte des Stroms kommt aus fossilen Energieträgern», stellt die Ems-Chefin fest, «darum hört man von Deutschland nichts mehr zur Frage des CO₂-Ausstosses.»

Wenn aber der Wind bläst oder die Sonne scheint, fliesst so viel Strom, dass er das Netz überlastet: 2012 liess sich zweimal ein Netzzusammenbruch nur knapp vermeiden. Die Deutschen bezahlen deshalb die Nachbarn zeitweise dafür, dass sie ihnen den teuer subventionierten Strom aus erneuerbaren Energien abnehmen; trotzdem bekommen sie im-

» Fortsetzung auf Seite 10

Schneewittchen



Sandra Zellweger, Schauspielerin.

Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab», wie in Grimms Märchen. Und die Königin bekam «ein Töchterlein, so weiss wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz und ward darum Schneewittchen genannt . . .»

Schneit es heute, erscheint Schneewittchen als charmante Winterkapriole im Fernsehen, verkleidet als Wetterfee, die arglos ihr Sprüchlein aufsagt: «Die weiteren Aussichten: Es fällt Schnee bis in die Niederungen. Örtlich besteht Glatteisgefahr . . .» Und schon fällt sie hin und aus dem Bild, kriecht dann mit gequältem Lächeln auf allen vieren wieder auf den Bildschirm zurück und, nein, bitte kein Mitleid, alles nur Werbung für ein japanisches Auto. Sandra Zellweger, so heisst zivilamtlich die Darstellerin, neckische Kombination von Sandra Bullock und Renée Zellweger, erinnert sich, wie der Regisseur von ihr «etwa dreissig bis vierzig Takes» verlangte. Natürlich landete sie weich auf einer gepolsterten Matte und verliess am Abend des einzigen Drehtages das Studio in Schlieren bloss mit leichten Kopfschmerzen. Die Strapaze, sagt sie, sei längst kompensiert worden durch die Gage, die ihr schon für das dritte Jahr ausbezahlt wird. Der Kult gewordene Spot läuft seit 2011 und amüsiert jetzt auch das Publikum in Finnland, Tschechien und Spanien. Sandras Muttersprache ist Spanisch (die Mama ist Kolumbianerin), die Vatersprache Schweizerdeutsch, ihre frühe Kindheit verbrachte sie in Medellín, der Hochburg der Drogenkriminalität, auf Schritt und Tritt behütet von Bodyguards. Schnee und Eis und die dicken Pullover ihrer Gspänli hat sie erstmals mit acht Jahren gesehen, als die Familie in die Schweiz zurückkehrte.

Den Job als richtige Meteo-Ansagerin würde sie sich sofort zutrauen, auch solche Mundartungetüme wie «Quääuwuouche» gehen der Jurasüdfuss-Bewohnerin mühelos von der Zunge. Aber sie liebt das Theater und spielt jetzt im Stück «Amor fragil» (Zerbrechliche Liebe) die Hauptrolle – abwechselnd auf Deutsch und Spanisch. Peter Hartmann

mer schärfere Konflikte mit den Polen und den Tschechen, weil diese unter den Attacken auf ihre Netze leiden. Der Überfluss an Strom führt zum Preiszerfall. Magdalena Martullo-Blocher sagt denn auch: «Wir kaufen in der Ems-Chemie Strom aus Deutschland massiv unter den Schweizer Marktpreisen ein.»

Der Traum von der «Batterie Europas»

Der überschüssige Strom müsste sich speichern lassen. Die Schweiz könne sich mit ihren Pumpspeicherkraftwerken zur «Batterie Europas» entwickeln, meinen darum die Befürworter eines Stromabkommens. «In der Schweiz herrschen verklärte Ansichten», sagt die Managerin dazu. Deutschland, rechnet sie vor, erzeugte 2012 mit erneuerbarer Energie 135 000 GWh Strom – dafür müsste die Schweiz 43 Pumpspeicherwerke wie Linth-Limmern bauen: «Und zeigen Sie mir einmal einen zweiten Standort für Linth-Limmern.» Deutschland steuere die europäische Stromverteilung und brauche auch die Schweiz als Absatzmarkt, hält Magdalena Martullo-Blocher fest. Und sie schliesst daraus: «Warum sollen wir für ein Stromabkommen Zugeständnisse machen, wenn es die anderen brauchen?»

Wer will dieses Abkommen? Und warum? Es fällt nicht leicht, jemanden zu finden, der es erklärt. Das Bundesamt für Energie richtet zwar aus, die Schweiz brauche eine Anbindung an das europäische Verbundsystem, um die Versorgungssicherheit zu gewährleisten. «Diese Anbindung muss unter klar definierten und langfristig stabilen Rahmenbedingungen erfolgen, damit die notwendigen Investitionen in Netze und Kraftwerke – gerade auch im Inland – rechtzeitig getätigt werden», halten die Fachleute von Bundesrätin Doris Leuthard fest, die auf einen Abschluss drängt. «Ein Abkommen schafft die nötigen Voraussetzungen dafür.» Dem hat das Aussendepartement von Bundesrat Didier Burkhalter «nichts beizufügen».

Aber die Branche, die angeblich ohne das Stromabkommen schwere Nachteile erleidet, gibt sich gelassener. «Wir sagten nie, wir bräuchten das Abkommen dringend», betont Kurt Rohrbach, Präsident des Verbands Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen. Damit liessen sich zwar die Regeln auf dem europäischen Strommarkt gemeinsam gestalten, ohne Abkommen hätte der Schweizer Regulator «absolut nichts zu sagen». Für beide Seiten brächte das Abkommen Vorteile: «Die Frage ist, wer beim Pokern stärker den Anschein erwecken kann, er brauche es nicht.» Und auch für ihn, sagt Kurt Rohrbach, sei der Preis zu hoch, wenn die Schweiz dafür automatisch EU-Recht übernehme.

So lässt sich erklären, weshalb die Kampfansage von Magdalena Martullo-Blocher so wenig Aufsehen erregte: Sie sprach offenbar nur aus, was alle denken.

Kommentar

Ungeheuerlicher Durchgriff

Von Martin Schubarth — Das höchste Gericht setzt die Bundesverfassung ausser Kraft und überlässt sieben Richtern in Strassburg die Schweizer Gesetzgebung. So geschehen im Fall eines Drogenhändlers.

Das Bundesgericht hat unter Rückgriff auf die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) entschieden, dass ein Drogenhändler, der 1994 im Alter von sieben Jahren aus Mazedonien in die Schweiz gekommen ist und der nach dem Wortlaut der 2010 angenommenen Ausschaffungsinitiative die Schweiz verlassen müsste, nicht weggewiesen werden darf (Urteil 2C—828/2011). Für dieses Ergebnis kann man Verständnis haben. Denn die erwähnte Initiative ist durch undifferenzierte Härte, durch eine Negation von Menschlichkeit geprägt.

Leider benützt ein kleines Gremium von fünf Bundesrichtern die Gelegenheit, in der Begründung seines Urteils die schweizerische Verfassungsordnung auf den Kopf zu stellen. Oberste Gewalt im Bunde ist nach geltendem Recht die Bundesversammlung unter Vorbehalt der Rechte von Volk und Ständen (Art. 148 Bundesverfassung [BV]). Für Volksinitiativen und damit wohl generell für Verfassungsänderungen besteht als einzige materielle Schranke das zwingende Völkerrecht (Art. 139 BV). Dies kann nur durch Parlamentsbeschluss mit obligatorischer Zustimmung von Volk und Ständen geändert werden. Das Bundesgericht darf die Verfassung nicht ändern.

Bei Lektüre der Urteilsbegründung sitzt der Schock tief. Das Gericht ändert die Verfassung in

ihren Fundamenten. Neu ist danach der EGMR, genauer ein kleines Gremium von in der Regel sieben ausländischen Richtern, die oberste Gewalt im Bunde. Was diese Ausländer ohne jede demokratische Legitimation beschliessen, steht über der Verfassung der Schweiz. Der demokratisch gewählte schweizerische Gesetzgeber, ja sogar Volk und Stände als souveräner Verfassungsgeber sind insoweit abgesetzt. Das ist ein juristischer Staatsstreich erster Klasse.

Menschenrecht auf illegalen Vereinszweck

Was das konkret bedeutet, zeigt folgendes Beispiel. Der Genfer Verein Rhino bezweckte illegale Hausbesetzungen. Vereine mit illegalem Zweck sind nach Schweizer Recht aufzulösen. Die Schweizer Justiz ordnete deshalb die Auflösung dieses Vereins an. Alles klar? Ja, so sollte man meinen – ausser für den EGMR, der die Schweiz wegen Verletzung von Menschenrechten verurteilte. Er erfand ein neues Menschenrecht auf Fortführung eines illegalen Vereins (vgl. *Weltwoche* Nr. 44/11), eine klare Perversion der Menschenrechte! Solche Fehlerurteile sollen sich in Zukunft unabänderlich über unsere Rechtsordnung erheben. Eine Volksinitiative, mit der illegale Vereine verboten werden, wäre ungültig, weil unvereinbar mit dem vom EGMR erfundenen Menschenrecht auf Fortführung illegaler Vereine.

Diese Konsequenzen sind ungeheuerlich: Oberster Gesetzgeber sind in Zukunft sieben Strassburger Richter. Sie befinden in Verfahren, an denen die Schweiz häufig nicht beteiligt ist, was verbindliches Schweizer Recht sein soll. Schweizer Volk und Parlament können sich nicht äussern. Es gibt kein demokratisches Gesetzgebungsverfahren. Vernehmlassungen von Parteien, Verbänden, kurz, von Vertretern der Zivilgesellschaft, sind inexistent. Ob die fünf Bundesrichter dies wirklich alles bedacht haben? Oder sind sie Opfer eines theoretisch abgerundeten hierarchischen Rechtsmodells geworden, das allerdings in keiner Weise unserer geltenden Verfassung entspricht?

Und haben sie bedacht, dass das Richterrecht des EGMR heute weit entfernt ist von dem, was die Schweiz ratifiziert hat? Denn heute gilt nicht mehr die seinerzeit verabschiedete Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK); EMRK-Recht ist heute in weiten Teilen Richterrecht ohne demokratische Legitimation.



Perversion der Menschenrechte: EGMR Strassburg.

Mehr zum Thema: Seite 18

Personenkontrolle

Bürgi-Schmelz, Couchepin, Strupler, Berset, Bruhin, Riklin, Fehr, Büchler

In der Privatwirtschaft hat es zuerst den Job; dann sucht man die geeignete Person. Beim Bund ist es oft umgekehrt, zumal bei Frauen: Zuerst ist die Suchende, dann wird für sie eine Stelle kreiert. So geschehen im Fall von **Adelheid Bürgi-Schmelz**, die bis Herbst 2008, als sie dringlich entsorgt und zum Internationalen Währungsfonds (IWF) wegkomplimentiert wurde, als überforderte Direktorin des Bundesamts für Statistik (BfS) fungierte (Jahresgehalt: rund 328 000 Franken). Damals sicherten ihr der frühere Innenminister **Pascal Couchepin** (FDP) und dessen Generalsekretär **Pascal Strupler**, heute Direktor des Bundes-



Job-Recycling: Alt-Direktorin Bürgi-Schmelz.

amtes für Gesundheit, schriftlich eine Art Rücknahmegarantie zu. Bürgi-Schmelz, eine Altlast aus der Epoche Dreifuss, war wegen unüberwindbarer Spannungen im Amt, aber auch im Verkehr mit andern Ämtern und den Kantonen untragbar geworden. Im letzten Jahr verlangte Bürgi-Schmelz nun die Einlösung des Recycling-Versprechens. Da sie mit allen Versuchen, sich einen Chefposten im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) oder im Bundesamt für Informatik und Telekommunikation zu ergattern, scheiterte, erfanden Bundesrat **Alain Berset** (SP) und Generalsekretär **Lukas Bruhin** für sie kurzerhand einen überflüssigen Beraterposten mit einem Jahreslohn von rund 245 000 Franken – was Bürgi-Schmelz jedoch viel zu wenig war. Und sie hat vom Bundesverwaltungsgericht nun recht bekommen. Weil die Wahrung des Besitzstandes für Beamte eine Art Menschenrecht ist, muss der Bund zu Lasten der Bürger die 56-Jährige bis zu ihrer Pensionierung mit dem Direktorinnengehalt durchfüttern. Im BfS geht allerdings die Angst um, die Alt-Direktorin könnte den ebenfalls in Problemen steckenden jetzigen Chef **Jürg Marti** ersetzen, was bei den Beamten der Bundesverwaltung als «die Austreibung des Teufels mit dem Beelzebub» gewertet wird. (axb/sär)



Exklusive Nachbarschaft: Schipfe in Zürich.

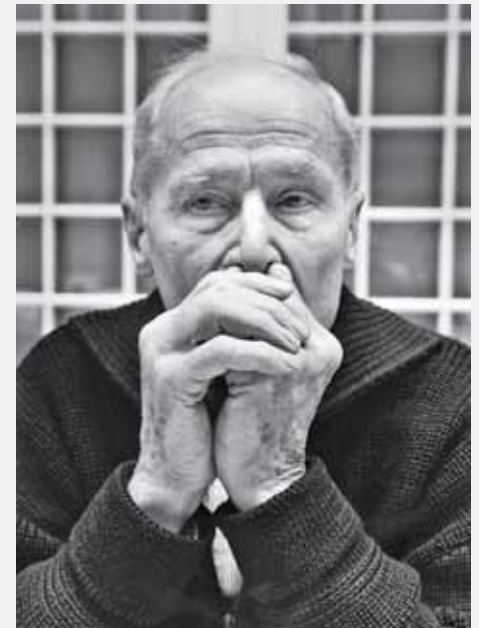
Wer es endlich in den Dunstkreis der gesellschaftlichen Elite der Stadt Zürich schaffen will, hat nun Gelegenheit. Die städtische Liegenschaftsverwaltung hat eine 65 Quadratmeter grosse 2-Zimmer-Altstadtwohnung ausgeschrieben, und zwar an allerbesten Lage, an der Schipfe 41, fünf Minuten vom HB entfernt und direkt an der Limmat gelegen. Das denkmalgeschützte Bijou mit Parkettböden und freigelegten Deckenbalken kostet bescheidene 1342 Franken pro Monat – ein echtes Schnäppchen. Exklusiv ist auch die Nachbarschaft: Im selben Haus wohnt die Schwester von alt Stadtrat **Hugo Fahrner** (FDP), gleich links davon, Hausnummer 39, **Giorgio Prestele**, Generalsekretär der katholischen Synode Zürich. Weiter rechts, im «Haus zum Steinböckli» an der Schipfe 45, leben der ehemalige Stadtbaumeister **Franz Eberhard**, der ehemalige Direktor des städtischen Wasserwerks **Hans-Peter Klein** und Nationalrätin **Kathy Riklin**. Die CVP-Politikerin bewohnt eine 3-Zimmer-Wohnung, die ebenfalls der Stadt gehört. Riklin bezahlt dafür nach eigenen Angaben eine Schwankmiete von «2500 bis 3000 Franken» (*Weltwoche* Nr. 4/13). Merke: Ein drittes Zimmer kann teurer sein als eine ganze Wohnung. (cal)

In der Sitzungspause fläzen sich die Mitglieder der Sicherheitspolitischen Kommission in die Sofas der «Galerie des Alpes» im Berner Bundeshaus. Auf dem Tischchen liegt der *Blick*: «Papst Benedikt XVI. tritt zurück!» Er bewirbt sich für diesen Job, frotzelt Nationalrat **Hans Fehr** (SVP) – als Johannes XXIV. Und Kollege **Jakob Büchler** kennt nur einen Reflex: «Dieser Posten gehört aber der CVP.» (sär)



«Johannes XXIV»: SVP-Nationalrat Fehr.

Nachruf



Kirche des Zweifels: Künstler Artschwager.

Richard Artschwager (1923–2013) — Man nannte ihn so oft Enigma, dass Enigma sein eigentlicher Mittelname war. Er baute Stühle, auf denen man nicht sitzen kann, Griffe, die zu keiner Tür führen, Kommoden, in die nichts hineinpasst. Er war der Künstler, der den Dingen ihren festgelegten Platz in der Welt raubte und der Kunstgeschichte immer einen Winkelzug voraus war. War seine Arbeit Pop-, Konzept- oder sogar Minimal Art?

Er war Bildhauer, Zeichner, Maler, er war Soldat in Europa, Spion, Tischler, Zellbiologe, er war unfassbar. Der Moment der Klärung kam in den achtziger Jahren, als Neo-Geo auf den Plan trat, ein Pop-Minimal-Konzept-Kartoffelbrei, verdickt mit französischen Kunsttheorien und Vertretern wie Jeff Koons. Jetzt galt Artschwager plötzlich als Patriarch, und die neuen Kunsthelden waren Gläubige in seiner Kirche des Zweifels. Er teilte mit ihnen zwar den sardonischen Blick auf die Mittelklasse-Kultur; doch in der latenten Gewalt, die seinen Werken unterm Furnier hockt, verwandt mit einer Laune von Magritte, überflügelte er sie alle.

Richard Artschwager wurde als Sohn deutsch-russischer Einwanderer in Washington DC geboren, sein Vater stammte aus Ostpreussen, seine Mutter aus der Ukraine, mit acht ging er ein Jahr lang in München zur Schule. Das Münchner Haus der Kunst widmet ihm dieses Jahr eine Rückschau, eine Übernahme aus dem New Yorker Whitney Museum. Artschwager verstarb sechs Tage nach Ende jener Ausstellung im Alter von 89 Jahren.

Daniele Muscionico

Gestörte Kinder

Von Daniela Niederberger — Krippen sind gut für die Eltern. Aber sind sie auch gut für die Kinder? Ärzte und Psychiater warnen. Es gibt zudem Betreuerinnen, die ihre eigenen Kinder nie in eine Krippe geben würden. Die Einwände verhallen oft ungehört.

Es sei «familienfreundlich», mehr Krippen zu schaffen, heisst es überall. Der Bundesrat will «Politik zum Wohl der Familie» machen und dafür sorgen, dass mehr Kinderbetreuungsplätze entstehen. «Familienfreundlich» klingt gut – wer wollte das nicht sein. Doch sind Krippen gut für alle Familienmitglieder? Sicher für Mütter und Väter, die arbeiten wollen. Vielleicht notwendig für Alleinerziehende. Aber für die Kinder (die ja auch zur Familie gehören)? Sind Krippen gut oder schlecht für sie? Und was ist mit ganz kleinen Kindern?

Möblierung der Innenwelt

Kinderpsychologen und -psychiater sind skeptisch. «In den ersten drei Jahren sind Krippen nicht sinnvoll», sagte Otto Eder, ehemaliger Co-Präsident der Schweizerischen Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie, vor einiger Zeit zur *Weltwoche*. Und Dieter Bürgin, langjähriger Chefarzt der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Universitätsklinik in Basel, sagt, Kinder seien ausgerichtet auf einige wenige Bezugspersonen, die Mutter, den Vater, die Grosseltern. Mit diesen möblierten sie ihre Innenwelt. «Wenn es ein Kind zu Hause gut hat, dann ist die Krippe schlechter.»

«Es ist hundertmal besser, sich einzuschränken und beim Kind zu bleiben», sagt die Psychologin Ursula Büchli. Dies schon deshalb, weil Kinder Bindungsleere nicht aushalten können und sich eng an eine Betreuerin in der Krippe binden. «Kündigt aber genau diese Betreuerin den Job, verliert das Kind einen Menschen, den es gern hat.»

Die renommierte deutsche Psychoanalytikerin Ann Kathrin Scheerer befasst sich mit Fremdbetreuung im frühen Kindesalter. Aus der Säuglingsforschung wisse man, dass jede Trennung des Babys von der Mutter ein Stressfaktor sei. «Kleinkinder brauchen exklusive Beziehungen. Deshalb sind wir Psychoanalytiker sehr skeptisch, was Kinderkrippen angeht.»

In den ersten drei Lebensjahren wird das Vertrauen erworben, der Grundstein für eine stabile Persönlichkeit und ein gesundes Selbstvertrauen. Man wird damit nicht geboren, man muss es erwerben. Nötig ist vor allem eine affektregulierende Mutter, wie die Psychologen das nennen. Eine gute Bindung zur Mutter und zum Vater sind das Wichtigste.

Ein Warnruf kam letztes Jahr vom deutschen Neurologen und Kinderarzt Rainer Böhm. Er ist Leitender Arzt des Sozialpädiatri-

schen Zentrums Bielefeld. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* schrieb er einen Artikel unter dem Titel «Die dunkle Seite der Kindheit». Er warnte vor der gegenwärtigen Krippenplatz-Hysterie. In Deutschland soll bis Mitte dieses Jahres für jedes Kind unter drei Jahren ein Betreuungsplatz bereitstehen. Er verwies auf Amerika, wo man die Frage, ob Krippen gut oder schlecht sind, bereits in den achtziger Jahren diskutierte.

Eine Längsschnittstudie des Entwicklungspsychologen Thomas Achenbach sorgte damals für Unruhe. Er stellte an mehr als 3000 Schülern einen deutlichen Rückgang an sozioemotionalen Kompetenzen fest. Im Vergleich mit den Siebzigern waren die Schüler fünfzehn Jahre später verschlossener, mürrischer, ängstlicher, aufbrausender und unkonzentrierter.

Um das genauer anzuschauen, wurde das amerikanische Nationale Institut für Kindergesundheit und menschliche Entwicklung (National Institute of Child Health and Human Development) beauftragt, eine Grossstudie durchzuführen. 1300 Kinder ab einem Monat wurden fünfzehn Jahre lang beobachtet. Führende Experten auf dem Gebiet der kindlichen Entwicklung waren involviert. Der Befund: Eine gute Eltern-Kind-Bindung wird durch ausserfamiliäre Betreuung nicht grundsätzlich negativ beeinflusst. Umgekehrt geht aber eine sehr frühe Betreuung von zweifelhafter Qualität mit erheblichen Risiken für die Bindung zwischen Mutter und Kind einher.

Die Forscher stellten fest, dass Kinder in sehr guten Krippen zwar früher und besser sprechen und lesen konnten und mehr wussten. Dieser Vorsprung schmolz aber später. Zutiefst beunruhigend sei, schrieb Böhm in seinem Artikel, dass sich die Krippenbetreuung «unabhängig von sämtlichen anderen Messfaktoren negativ auf die sozioemotionale Kompetenz der Kinder» auswirke. Das heisst: Je mehr Zeit die Kinder in Krippen verbringen, desto gestörter ist ihr Verhalten: «Streiten, Kämpfen, Prahlen, Lügen, Schikanieren, Gemeinheiten, Ungehorsam oder häufiges Schreien». Unter den ganztags betreuten Kindern zeige ein Viertel im Alter von vier Jahren «Problemverhalten, das dem klinischen Risikobereich zugeordnet werden muss», so der Mediziner. Das ist nicht, was uns weisgemacht wird: dass nämlich Krippen so wertvoll seien, weil die Kleinen dort soziales Verhalten lernten.

Beunruhigen muss auch dies: In den USA mass man Ende der neunziger Jahre in zwei *day care centers* (Tagesstätten) bei Kleinkindern die Werte des Stresshormons Cortisol. Man erstellte Tagesprofile. Ein gesunder Biorhythmus weist einen hohen Wert am Morgen auf, der gegen Abend deutlich sinkt. Bei ganztägig betreuten Kindern stieg die Ausschüttung des Hormons jedoch an. Das sei ein untrügliches Zeichen für dauerhaft hohe Stressbelastung, schrieb Böhm. Auch Kinder aus guten Krippen zeigten diesen Verlauf. Er folgert: Selbst bei bester individueller Zuwendung stünden drei von vier Kindern in Kindertagesstätten (Kitas) am Abend «unter abnormem Stress». Die Stressreaktionen liessen sich mit jenen gehetzter Manager vergleichen. Chronischer Stress



«Total mulmig»: einsam in der Krippe.

macht krank, das weiss man. Und chronischer Stress schon ab dem ersten Lebensjahr?

In Wien machte man auch eine Studie zum Thema, und man fand heraus, dass sich besonders bei Kindern unter zwei Jahren nach fünf Monaten in der Kita die Cortisol-Kurven zum Schlechten veränderten. Sie glichen sich jenen Werten an, die in den Neunzigern bei gleichaltrigen Kindern in rumänischen Waisenhäusern nachgewiesen wurden.

Erkenntnisse aus der DDR

All dies – die Studien, die Warnung des Kinderarztes – verhallte ohne Echo. Logisch, weder Politiker noch Eltern, die ihre Kinder in Krippen geben, wollen dies hören.

In der DDR wurden die Kinder flächendeckend in Krippen gesteckt, in der Regel fünf Tage die Woche. Psychiaterin Ann Kathrin Scheerer sagt, viele Patienten aus der ehemaligen DDR hätten Probleme mit Gefühlen und tiefen Beziehungen. Der Kriminologe Christian Pfeiffer führte die rechte Gewalt in der DDR auf das Aufwachsen in der Krippe zurück. Die Kleinen seien früh auf Anpassung und Untertanenmentalität getrimmt worden.

Das habe sich später in Gruppendruck und Aggressionen gegen Schwächere geäußert.

Das Krippen-Experiment geht in den nordischen Ländern munter weiter. Sie gelten als leuchtende Vorbilder. Obwohl von dort ebenfalls unschöne Nachrichten kommen. Der dänische Familientherapeut und Bestsellerautor Jesper Juul sagt, Forscher in seinem Land hätten weithin Krippen besucht und warnten. Sie hätten viele Kinder erlebt, die ganz, ganz einsam waren. Die nicht mittels Aktivität und einer starken eigenen Stimme reagierten, sondern sich völlig zurückzogen.

In Schweden werden Mütter, die zu Hause bei den Kindern bleiben, unter Druck gesetzt. Sozialarbeiterinnen und Ärzte fragen: «Was, ihr Kind ist nicht in der Krippe? Es sollte aber dorthin, das tut ihm gut.» Eltern, die mit ihren Kindern auf Spielplätze gehen, finden unbelebt Einöden vor. Die Kinder sind im *day care center*, fünf Tage die Woche. Die freie, wilde Kindheit aus den Astrid-Lindgren-Büchern gibt es längst nicht mehr.

Viele werden einwenden: «Dafür gibt es hervorragende Kinderkrippen, wunderschön eingerichtet, lässiges Spielzeug, tolle Aktivitäten,

liebe Betreuerinnen, man möchte grad selber wieder Kind sein.» Glücksorte, die «Häsliburg» oder «Zauberschloss» heissen. Drinnen geht es oft nicht so paradiesisch zu und her. In den letzten Jahren wurden so viele Krippen eröffnet, dass man kaum genug Betreuerinnen findet. Viele Krippen helfen sich mit Praktikantinnen über die Runden, meist Schulabgängerinnen, die nicht recht wissen, was sie beruflich wollen. Gleichzeitig werden mehr und mehr Babys abgegeben, die Mütter wollen nach vier Monaten wieder zurück in den Job.

Eine ehemalige Betreuerin der Badener Krippe «Häsliburg» berichtete letztes Jahr in der Schweizer Fernsehshow «Kassensturz», wie das aussieht: neun bis zwölf Kleinstkinder in einer Gruppe. Zwar sei man zu zweit gewesen; aber wenn eine kochte, sei die andere überfordert gewesen. Am Abend sei eine Gruppe öfter nur von einer Lernenden betreut worden. Die Babys hätten oft geweint, aber man habe sie nicht trösten oder auf den Arm nehmen können.

Selbst Betreuerinnen haben ihre Zweifel

Auf einen Artikel der *Stuttgarter Zeitung* von September 2011 («Kinderärzte warnen vor Kinderkrippen») meldete sich online eine Kita-Praktikantin: «Wissen Sie, wie das ist? Wir kommen top mit Kids klar, die die sogenannte Kindergartenreife haben. Dagegen wenn eines unserer Krabblers weint, ist uns oft total mulmig, also wir tun echt, was wir können, aber wir merken, dass wir die Lütten [die Kinder; Anm. d. Red.] nicht gut trösten können. Das macht mir echt zu schaffen, und davon erzählen wir eigentlich nie den Eltern, denen sagen wir, dass sich ihr Kind bei uns wohl fühlt.»

Wie bringt man zehn oder zwölf Kinder dazu, gleichzeitig den Mittagsschlaf zu machen? Man wickelt sie eng in Tücher, die Augen werden verbunden. Auch war in deutschen Zeitungen von Kitas zu lesen, wo das Essen am Mittagstisch regelrecht in die Kinder reingestopft wurde.

Gewiss, das sind Einzelfälle. Betreuerinnen wollen ihre Arbeit gut machen, und die meisten machen sie gut. Aber sogar Talin Stoffel, Geschäftsleiterin des Verbandes Kindertagesstätten der Schweiz (zurzeit im Mutterschaftsurlaub) hat ihre Zweifel. Im «Kassensturz» sagte sie: «Für Eltern ist es schwierig, zu bestimmen, wie gut eine Kita ist.» Studien würden zeigen, dass sie die Qualität oft massiv überschätzten. «Sie reden sich die Krippen schön.»

Kein Wunder, war von ehemaligen Betreuerinnen zu lesen, die – mittlerweile selber Mütter – sagten, sie würden ihre Kinder niemals in eine Krippe geben.

Daniela Niederberger ist Journalistin und Mutter. Während sie diesen Artikel schrieb, blieben ihre beiden Mädchen natürlich nicht allein. Am ersten Tag wurden sie von den Grosseltern gehütet, am zweiten Tag gingen sie zur Familie einer Freundin von nebenan.



«Wir sind Staub»

Von Peter Keller — Benedikt XVI. geht so, wie er angetreten ist: leise. Er wollte und konnte das öffentliche Martyrium seines Vorgängers Johannes Paul II. nicht übertreffen. Der Rücktritt war lange vorausgedacht: Joseph Ratzinger zweifelte von Anfang an, seiner Berufung zu genügen.



Philosophenpapst: Benedikt XVI., Ende 2012.

Ich bin dann mal weg. Mit seinem Rücktritt hat Benedikt XVI. sie alle überrumpelt. Selbst die notorischen Ratzinger-Nörgler schienen einen Moment lang sprachlos.

Dass Päpste ihr Amt niederlegen, ist eigentlich nicht vorgesehen. Johannes Paul II. liess die ganze Welt an seinem Siechtum teilhaben. Er setzte mit diesem öffentlichen Sterben einen bewussten Kontrapunkt zum üblichen verschämten Umgang mit dem Alter, mit Krankheit und Tod.

Als enger Vertrauter des polnischen Papstes war Joseph Kardinal Ratzinger unmittelbarer Zeuge und Begleiter dieses Martyriums. «Auch Jesus ist nicht vom Kreuz herabgestiegen» – mit dieser gewaltigen Metapher brachte der an schwerem Parkinson leidende Johannes Paul II. alle Rücktrittsgerüchte und Rücktrittsgelüste zum Schweigen. Man kann nur spekulieren, wie stark diese Eindrücke

den Entscheid vom 11. Februar vorspurten. Allerdings anders, als die meisten voreiligen Kommentatoren zu meinen glauben. Für Johannes Paul II. gerieten die letzten Jahre zum wichtigsten und bewegendsten Abschnitt seines Pontifikats. Mehr geht nicht. Aber weniger.

Ob er Angst vor Gott habe

Benedikt, der Karol Wojtyła tief verehrt und ihn 2011 seligsprach, wollte und konnte den Abgang seines Vorgängers nicht übertreffen – und geht so, wie er angetreten war: leise. Der einfache Arbeiter im Weinberg des Herrn, wie er sich nach der Wahl zum Papst beschrieb, legt sein Amt nieder. «Nachdem ich wiederholt mein Gewissen vor Gott geprüft habe, bin ich zur Gewissheit gelangt, dass meine Kräfte infolge des vorgerückten Alters nicht mehr geeignet sind, um in angemessener Weise den Petrusdienst auszu-

üben.» So unprätentiös wie andere ihren Führerschein abgeben, wird sich Benedikt XVI. vom Stuhl Petri zurückziehen.

Ob er denn manchmal auch Angst vor Gott habe, wurde Joseph Ratzinger im Februar 2000 gefragt. Angst würde er dieses Gefühl nicht nennen. «Von Christus wissen wir ja, wie Gott ist, dass er uns liebt.» Und Gott wisse, wie die Menschen seien. «Er weiss, wir sind Fleisch. Wir sind Staub.» Deswegen nehme er sie in ihrer Schwachheit an.

Dann kommt Joseph Ratzinger auf seine eigentliche Sorge zu sprechen, und sie wirkt wie eine frühe Vorahnung auf das, was noch an ihn herangetragen werden sollte: «Ich habe allerdings immer wieder dieses brennende Gefühl, hinter meiner Berufung zurückzubleiben. Hinter der Idee, die Gott von mir hat, von dem, was ich geben könnte und müsste.» Da war der Sohn eines bayrischen Polizisten noch

Kardinal und Vorsteher der Glaubenskongregation und freute sich auf seinen Ruhestand. Es kam anders. Wie ein «Fallbeil» habe er die Wahl zum Papst auf sich zukommen sehen, bekannte Benedikt später. Er hat immer mit dieser Berufung gerungen – und das macht ihn nicht zum schlechtesten Vertreter des Heiligen Stuhls.

Volk der Dichter und Buchhalter

Ratzinger war von Anfang an der schwächlich wirkende Philosophenpapst. Kein Triumphator. Vergeistigt, mit der etwas zu hohen Stimme und seinem schwächlichen Körper, der in den gold- und hermelinbesetzten Prachtgewändern zu verschwinden drohte. Damit rückte er dem petrinischen Geist allerdings näher als Wojtyła. Auch mit den Fehlern, die ihm immer mal wieder unterliefen und die ihm seine Landsleute, das Volk der Dichter und Buchhalter, umso boshafter vorhielten.

Es war der Lieblingsjünger und erste Nachfolger Christi: Petrus, dessen Glauben zu schwach war, um über das Wasser zu gehen, der Jesus mehrmals verriet und sich in Rom aus dem Staub machte, als die Christenverfolgungen auf Hochtouren liefen. Etwas ausserhalb der Stadt kam dem flüchtigen Apostel ein Mann entgegen, in dem er Jesus erkannte. Verblüfft fragte Petrus: «Quo vadis, Domine? – Wohin gehst du, Herr?» – «Ich gehe nach Rom, um mich erneut kreuzigen zu lassen.» Petrus verstand und kehrte um. Nach seiner Verhaftung wurde ihm immerhin der letzte Wunsch gewährt: Sie kreuzigten Petrus kopfüber. Er sei nicht würdig, auf die gleiche Weise zu sterben wie sein Herr, der Sohn Gottes.

Johannes Paul II. folgte Jesus nach in seinem Kreuzweg, in seinem öffentlichen Martyrium. Auf diese Stufe wollte sich Benedikt nicht stellen. Und doch steht sein Rücktritt nicht im Vakuum der Geschichte. Schon einmal verzichtete ein Papst freiwillig auf sein Amt: Coelestin V. (1209/15–1296). Ihn holte man 1294 in einer Krisensituation nach Rom. Unfreiwillig. Wie ein Heiliger hatte der Eremit Pietro auf dem Berg Morrone bei Sulmona gelebt. Man verlangte nach einem *papa angelicus*, einem Papst von engelhafter Heiligkeit. Dafür waren Coelestins Lateinkenntnisse jämmerlich, von der kirchlichen Verwaltung hatte er keine Ahnung.

Die Kurie nutzte die Führungslosigkeit aus, Chaos und Korruption nahmen ungehemmt ihren Lauf. Schliesslich wandte sich der hilflose Coelestin an einen juristisch gebildeten Kardinal und fragte ihn, ob denn ein Rückzug möglich sei. Dieser bejahte, riet ihm aber zugleich ab von diesem Schritt. Pietro del Morrone tat es trotzdem. «Am Tag der heiligen Lucia (13. Dezember) verzichtet Papst Coelestin auf sein Amt, und er tat wohl daran», notierte ein Zeitgenosse.

Selbst seine schärfsten Gegner attestieren Joseph Ratzinger eine stupende theologische Begabung. Sein Gedächtnis ist legendär. Nun

verdichten sich die Zeichen, dass der Rücktritt lange vorausgedacht war. Schon im April 2009 besuchte Benedikt XVI. das Grab von Coelestin in L'Aquila. Nach einem kurzen Gebet legte der Papst sein Pallium auf den Sarg. Diese weisse Stola aus Lammfellwolle trug Benedikt nach seiner Wahl zum Oberhaupt der Kirche. Das Pallium vereinigt auf dem Papstwappen die beiden anderen Insignien des Bischofs von Rom: die Schlüssel Petri und die Papstkrone Tiara. Symbolisch verband Benedikt mit der Stola sein Schicksal mit demjenigen des überforderten Coelestin aus dem 13. Jahrhundert. Etliche Monate später, am 4. Juli 2010, begab sich Joseph Ratzinger erneut zur Kathedrale von Sulmona und suchte das persönliche Zwiegespräch vor Reliquien des mittelalterlichen Emeriten.

Misstrauisch bewacht und beäugt

Heilig durchs Amt, heilig durchs Leben und darüber hinaus ein kluger Kirchendiplomat und umsichtiger Chef der Kurie: An dieser fast unmenschlichen Aufgabe ist nicht nur Benedikt gescheitert. Aber er weiss, dass der Stuhl Petri mehr ist als seine Inhaber. Das Papsttum hat alles überstanden: korrupte Kirchenfürsten, Päpste mit Kindern und Kurtisanen. Benedikt erzählt selber schmunzelnd eine Napoleon-Anekdote, in der dieser drohte, er werde die Kirche vernichten. Ein Kardinal antwor-

Selbst seine schärfsten Gegner attestieren Joseph Ratzinger eine stupende theologische Begabung.

tete dem Franzosen: «Das haben nicht einmal wir fertiggebracht.» Schon in seiner «Einführung in das Christentum», erschienen 1968, gesteht Ratzinger, dass für ihn gerade die unheilige Heiligkeit der Kirche etwas unendlich Tröstliches habe. «Denn müsste man nicht verzagen vor einer Heiligkeit, die makellos wäre und die nur richtend und verbrennend auf uns wirken könnte?»

Wie geht es weiter? Wird Joseph Ratzinger seine eigene Nachfolge managen? Nein. Dafür sorgt nur schon das über Jahrhunderte gewachsene, ausgeklügelte Wahlsystem. Kardinäle, die das 80. Lebensjahr vollendet haben, dürfen im Konklave keine Stimme abgeben. Benedikt hat angekündigt, dass er sich in das kleine Kloster «Mater Ecclesiae» in den vatikanischen Gärten zurückziehen wird. Auch Coelestin kehrte der Welt den Rücken, allerdings misstrauisch bewacht und beäugt von seinen ehemaligen Kurienkollegen.

Von einer Quo-vadis-Situation sei bei Joseph Ratzinger dennoch nicht die Rede, sagt der in Rom lebende Historiker Paul Badde. Benedikt XVI. flüchtet nicht. Er zieht sich ins Innere, in die «Herzkammern» der Kirche, zurück, ins reine Gebet. «Benedikt geht nicht raus. Er geht einen Schritt tiefer.»

Biografie

Wunderkind

Ein Leben in der Kirche und für die Kirche: Joseph Ratzinger.

16. April 1927 — Joseph Ratzinger wird am Karsamstag im oberbayrischen Markt am Inn geboren.

29. Juni 1951 — Ratzinger wird in Freising zum Priester geweiht.

1957 — Mit dreissig Jahren habilitiert das theologische Wunderkind an der Universität München über den hl. Bonaventura.

11. Oktober 1962 — Ratzinger begleitet Joseph Kardinal Frings als Berater ans Zweite Vatikanische Konzil.

25. März 1977 — Papst Paul VI. ernennt Ratzinger zum Erzbischof von München und Freising. Die Weihe folgt am 28. Mai.

27. Juni 1977 — Ernennung zum Kardinal.

25. November 1981 — Papst Johannes Paul II. beruft Ratzinger zum Präfekten der Glaubenskongregation und damit zum obersten Hüter der katholischen Glaubenslehre.

6. August 2000 — Die Glaubenskongregation veröffentlicht «Dominus Jesus», worin die herausragende Stellung der römisch-katholischen Kirche betont wird. Die Protestanten werden als «kirchliche Gemeinschaften» bezeichnet.

19. April 2005 — Das Konklave wählt Joseph Ratzinger zum 265. Papst. Er gibt sich den Namen Benedikt XVI.

25. Dezember 2005 — In der Enzyklika «Deus Caritas est» stellt Benedikt die Liebe und Barmherzigkeit ins Zentrum menschlichen Handelns und der Kirche.

9. bis 14. September 2006 — Benedikt besucht seine bayrische Heimat. In Regensburg thematisiert er das problematische Verhältnis des Islam zur Gewalt.

30. November 2007 — Der säkulare Fortschrittsglaube allein kann die Menschheit nicht zum Heil führen. Enzyklika «Spe salvi» über die christliche Hoffnung.

ab 2008 — Enthüllung und Aufarbeitung von durch Priester begangenen Missbräuchen an Kindern und Schülern.

29. Juni 2009 — Globalisierungskritische Enzyklika über die ganzheitliche Entwicklung des Menschen in Wahrheit und Liebe («Caritas in Veritate»).

2012 — Im November erscheint der dritte und letzte Band über Jesus von Nazareth. Zuvor erschüttert der Diebstahl geheimer Dokumente den Vatikan (Vatileaks).

11. Februar 2013 — Benedikt XVI. erklärt seinen Rücktritt auf Ende Monat. (kep)

Doktor der DDR

Von Henryk M. Broder — Warum Gregor Gysi seinen Titel ganz sicher behalten darf.



Nachdem die Düsseldorf-Heinrich-Heine-Universität der deutschen Bildungsministerin den Dokortitel aberkannt hatte, zog Annette Schavan die Konsequenzen und trat zurück. Am selben Tag ist bekannt geworden, dass der Immunitätsausschuss des Bundestages bereits Ende Januar die Immunität des Linken-Fraktionschefs Gregor Gysi aufgehoben hat, weil die Hamburger Staatsanwaltschaft gegen ihn wegen der Abgabe einer möglicherweise falschen Versicherung an Eides statt ermittelt. Gysi steht seit langem im Verdacht, als IM «Gregor» und IM «Notar» der Staatssicherheit der DDR zugearbeitet zu haben.

Schavan und Gysi haben etwa zur gleichen Zeit promoviert – die CDU-Frau 1980 in Düsseldorf mit einer Arbeit über «Person und Gewissen. Studien zu Voraussetzungen, Notwendigkeit und Erfordernissen heutiger Gewissensbildung»; der DDR-Anwalt, der die SED auf dem Umweg über die PDS in die Linkspartei geführt hat, 1975 an der Ostberliner Humboldt-Universität über das Thema «Zur Vervollkommnung des sozialistischen Rechtes im Rechtsverwirklichungsprozess».

Beide haben – mehr oder weniger – abgeschrieben. Schavan in der einschlägigen Sekundärliteratur, Gysi aus Berichten des ZK, aus Reden von Leonid Breschnjew und Texten von Marx, Engels und Lenin, die er ausgiebig zitiert. Seine Dissertation beginnt mit der an Wissenschaftlichkeit nicht zu übertreffenden Feststellung: «Der VIII. Parteitag der SED steckte die Aufgaben für die nähere und weitere Zukunft der sozialistischen Gesellschaft in der DDR ab. In der DDR geht es zurzeit um die allseitige und umfassende Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft.» In diesem Ton geht es weiter, 230 Seiten lang. Der «sozialistische Staat», so Gysi, «schützt und fördert [...] auf wissenschaftlicher Grundlage vorausschauend die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft».

Dass Gysi der Dokortitel nicht aberkannt wurde, hat seinen Grund im Einigungsvertrag von 1990, in dem festgelegt wurde, dass die in der DDR verliehenen akademischen Grade in Kraft bleiben. Sogar die 347 Doctores der «Hochschule des Ministeriums für Staatssicherheit» durften ihre Titel behalten.

Da hat Annette Schavan eben Pech gehabt.

Traut nicht dem Titel

Von Kurt Schiltknecht — Vorsicht: Manch ein Träger des Wirtschaftsnobelpreises ist kein brauchbarer politischer Ratgeber und noch weniger ein guter Wirtschaftspolitiker.

Titel und Auszeichnungen spielen in unserer Gesellschaft eine wichtige Rolle. Sie schlagen sich auf Visitenkarten, an der Haustürglocke und selbst in den Todesanzeigen nieder. Die Bedeutung von Titeln und Orden zeigt sich auch daran, dass in den meisten Ländern deren Zuteilung und Entzug gesetzlich geregelt ist. Das gilt sowohl für akademische Titel wie auch für Orden oder Adelstitel. In Deutschland wird sogar gesetzlich vorgeschrieben, wie diese getragen werden müssen: «Orden und Ehrenzeichen sowie sonstige Auszeichnungen, die am Band zu tragen sind, werden an der Ordensschnalle auf der linken Brustseite von rechts nach links in folgender Reihenfolge angebracht.»

Der Stellenwert von Auszeichnungen zeigt sich aber auch an den Beträgen, die Einzelne für einen Ehrendoktor, einen Adelstitel oder einen Orden zu zahlen bereit sind. Weil Auszeichnungen so geschätzt werden, ist beispielsweise Professor Bruno Frey der Meinung, dass Lob, Auszeichnungen und Titel in der Wirtschaft einen grösseren und positiveren Effekt auf die Leistungsbereitschaft der Mitarbeiter haben können als Bonuszahlungen.

Auszeichnungen sind deshalb so geschätzt, weil sie zum Ausdruck bringen, dass der Empfänger eine für die Gesellschaft oder für die Unternehmung wertvolle Leistung erbracht hat. Allerdings ist bei der Interpretation von Auszeichnungen Vorsicht geboten, denn nicht hinter jedem Titel, Orden oder Preis stehen gleichwertige Leistungen. Als ich meine Dissertation in den 1960er Jahren schrieb, wusste jeder Student, bei welchem Dozenten und an welcher Universität man sich einen «billigen» Dokortitel erwerben konnte; wo es genügte, einige wenige Bücher und Artikel zu lesen und anschliessend das Gelesene in leicht veränderter Form als Dissertation abzugeben. Es waren nicht immer die schlechtesten Studenten, die diesen Weg beschritten.

Einen Titel mit möglichst geringem Aufwand zu erlangen, ergab ökonomisch Sinn; sich später mit dem Titel als wissenschaftlich geschulter Ökonom auszugeben, weniger. Inzwischen sind die Ansprüche an Doktoranden etwas gestiegen, doch die Qualitätsunterschiede der Dissertationen sind geblieben. Ein Doktorat in Ökonomie ist nicht zwangsläufig ein Gütesiegel für ökonomischen oder wirtschaftspolitischen Sachverstand. Etwas Ähnliches lässt sich auch über den

Nobelpreis für Ökonomie sagen. Nicht jeder Preisträger ist a priori qualifiziert, kompetent über Wirtschaftspolitik zu sprechen.

Dennoch beziehen sich Politiker und Journalisten zur Untermauerung von schlechtfundierten Thesen oft auf Aussagen und Meinungen einzelner Nobelpreisträger. Dass diese Hervorragendes geleistet haben, wird kaum jemand bestreiten. Doch die meisten Auszeichnungen wurden für ganz spezifische Arbeiten verliehen. Einen Nobelpreis für eine gute Wirtschaftspolitik gibt es bis heute nicht.

Die einzig richtigen Erkenntnisse

In der Vergangenheit wären die Chancen für einen schweizerischen Nobelpreisträger gut gewesen. Ich hätte beispielsweise den früheren SP-Finanzminister Willi Ritschard ins Spiel gebracht. Dieser wusste noch, dass ein armer Staat kein sozialer Staat sein konnte, und hatte deshalb streng darauf geachtet, dass der Staat

nicht zu viel ausgab. Auch der eine oder andere Notenbankpräsident hätte einen guten Kandidaten abgegeben.

Zwischen Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftspolitik besteht ein Unterschied. Die Wissenschaft formuliert Theorien, analysiert die Wirkungen der vergangenen Wirtschaftspolitik und formuliert aufgrund der

Forschungsergebnisse Konzepte, wie eine gute Politik aussehen sollte.

In Zusammenarbeit mit der Politik können Ökonomen Hervorragendes leisten. In der praktischen Umsetzung wirtschaftspolitischer Ideen schneiden Wissenschaftler nicht immer besonders gut ab. Es ist kein Zufall, dass Professor Allan Meltzer, der ein dreibändiges Werk über die Politik der amerikanischen Notenbank geschrieben hat, zum Schluss kommt, dass die schlechtesten Notenbankpräsidenten der USA Professoren gewesen seien. Dies hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass Wissenschaftler oft glauben, dass ihre Erkenntnisse die einzig richtigen seien, und deshalb nicht in der Lage sind, bei einer unerwarteten Entwicklung ihre Meinung rechtzeitig zu ändern. Solche Erfahrungen und Beobachtungen bestätigen die alte Volkswahrheit: Man soll die Leute nach ihren Taten und nicht nach ihren Titeln beurteilen.

PS: Für die Vermittlung eines englischen Adelstitels wäre ich dennoch dankbar.



Fernöstliches Muskelspiel

Von Hansrudolf Kamer — China hat die Feiern zum 40. Jahrestag der Normalisierung mit Japan abgesagt. Der Konflikt um die Inseln im Ostchinesischen Meer eskaliert Schritt für Schritt.



Zum chinesischen Neujahr hat der neue Staatenlenker Xi Jinping der Volksbefreiungsarmee ins Gewissen geredet. Er forderte – untermalt von einer Orgie von Kriegsfilmern und der Anprangerung japanischer Gräueltaten

im Staatsfernsehen – von den Streitkräften eine verbesserte Kampfbereitschaft.

Die Rhetorik ist nicht aussergewöhnlich, doch seit letztem September hat der Pazifismus im Reich der Mitte noch weniger Anhänger als üblich. Die chinesische Führung schürt und nutzt den nationalistischen Bodensatz, weil er in wirtschaftlich weniger aussichtsreichen Zeiten eine Ersatzlegitimation für das Regime abgibt.

Zurzeit wird er gegen Japan instrumentalisiert. Grund der Erregung ist, dass die japanische Regierung im vergangenen September die letzten drei der noch nicht in ihrem Besitz befindlichen Senkaku-Inseln vom privaten Eigentümer erwarb. Dies geschah als Präventivmassnahme unter der damaligen Regierung der Demokratischen Partei, die heute in der Opposition ist.

Diese wollte verhindern, dass die Inseln in die Hände des Erznationalisten und China-Verächters Shintaro Ishihara fielen, der sie als Gouverneur von Tokio für die Stadtregierung kaufen und bebauen wollte. Inzwischen sind Shinzo Abe und die Liberaldemokraten nach ihrem Wahlsieg an der Macht. Doch die Stimmung ist keineswegs besser geworden – im Gegenteil. Das Gemisch von nationalistischen Ressentiments und virulenten Konkurrenzgefühlen gleicht einem Pulverfass.

Die ganze Inselgruppe im Ostchinesischen Meer – Diaoyu nach chinesischer Lesart und Tiaoyutai nach taiwanischer – ist unbewohnt. Es sind fünf Inseln und drei kahle Felsen. Nach westlichen Fernost-Strategen geht es um die Nähe internationaler Schifffahrtsrouten, ertragreiche Fischgründe und schlummernde Energiequellen.

Doch derartige Erklärungen werden der Lage nicht gerecht. Der Konflikt ist historisch gut verankert, will sagen, weder Japan noch China zeigen sich kompromissbereit. Martialische Gebärden übertrumpfen die nüchterne Interessenabwägung.

Japan hat seit langem Mühe, sich der historischen Last des Zweiten Weltkriegs zu entledigen. Auch China ist kein Vorbild. Mit dem Wirtschaftsaufschwung hat es einen dynamischen Sinn für ein nationales Schicksal als Grossmacht entwickelt. Uralte historische Gegebenheiten müssen zur Begründung von Territorialforderungen erhalten.

Fischereiflotten gegen Küstenwache

Während die Rechtsansprüche im Dunkel der Geschichte verborgen liegen, ist die strategische Lage der Inseln unbestreitbar. Sie liegen nordöstlich von Taiwan und sind Teil der Inselkette, zu der auch Okinawa gehört, die das Ostchinesische Meer vom Pazifik trennt. Sie sind eine potenzielle Barriere gegen das Ausgreifen der wachsenden chinesischen Kriegsmarine in den Grossen Ozean.

Immer neue Impulse treiben die Eskalation an. Es begann mit Protesten und einem Boykott japanischer Waren in China, führte zu harten Rempeleien zwischen Fischereiflotten und der Küstenwache. Jetzt bestimmen Überwachungsflugzeuge und Kampffjets die Szene. Japan droht mit dem Einsatz von Leuchtspurmunition für Warnschüsse, China lässt seine Kriegsmarine mit dem Feuerleitradar spielen und gegnerische Schiffe anpeilen. Lee Kuan Yew, der ehemalige Premierminister von Sin-

gapur und strategische Altmeister der Region, meint, China werde nicht Militärmacht einsetzen, um seine Ansprüche durchzusetzen – sofern es nicht provoziert werde. Es wolle beim Aufstieg zur Grossmacht die Fehler Deutschlands und Japans vermeiden, die im letzten Jahrhundert zu früh zu den Waffen gegriffen hätten.

Der chinesische Historiker Ma Yong schrieb in einem Zeitungsartikel, ein Krieg würde die Modernisierung Chinas abrupt abbremsen. Wenn schon Krieg, dann lieber später, lautet die unterschwellige Botschaft. Diese trägt allerdings wenig dazu bei, die gegenwärtige Lage zu beruhigen.

Die Vereinigten Staaten, immer noch die stärkste Macht im Pazifik, nehmen keine Stellung zur staatlichen Zugehörigkeit der Inselgruppe, erklären aber, man anerkenne die japanische Verwaltung der Inseln. Klar ist auch, dass der amerikanisch-japanische Verteidigungspakt die Senkaku-Inseln umfasst.

Offen bleibt dennoch, ob, wann und unter welchen Umständen die Amerikaner sich in den Konflikt hineinziehen liessen und zur Verteidigung japanischer Ansprüche anträten. Präsident Obama hat zwar die Umorientierung von Europa weg in Richtung Pazifik eingeleitet. Doch die militärische «Redimensionierung» setzt auch dieser Gewichtsverschiebung enge Grenzen.

Wenn die Navy die Zahl ihrer Schiffe reduziert und ein Flugzeugträger aus Kostengründen im Hafen bleibt, dann sinkt der Wert der Abschreckung. In Asien erhält dann die Vermutung Nahrung, die amerikanische Supermacht könnte ein Papiertiger sein. Die Pax Americana wankt. Keine frohen Aussichten für das Jahr der Schlange.



Wenn schon Krieg, dann lieber später: chinesisches Forschungsschiff vor den Senkaku-Inseln.

Unterwegs zur Richterdictatur

Von Christoph Mörgeli

Es ist, als ob die Bundesrichter selber das schlechte Gewissen geplagt hätte. Erst nach drei Monaten wagten sie, ihren ablehnenden Entscheid zur Ausweisung eines mazedonischen Drogenhändlers zu veröffentlichen. Weil sie mit ihrer «wegweisenden» Begründung die Bundesverfassung aushebelten. Und Volk und Parlament als Gesetzgeber entmachteten. Und das nicht zwingende Völkerrecht zum Mass aller Dinge erhoben. Und damit eine Art Richterdictatur einführen.

Das Urteil bedeutet einen Verfassungsbruch und eine stille Revolution. Denn Art. 2 unserer Bundesverfassung verpflichtet auch das Bundesgericht, «die Freiheit und die Rechte des Volkes» ebenso wie die «Unabhängigkeit des Landes» zu wahren. Dennoch weitet das Bundesgericht jetzt das Völkerrecht über den verfassungsmässigen, zwingenden Gehalt aus. Art. 5 hält fest, dass Bund und Kantone das Völkerrecht «beachten». Darüber hinaus war man sich bei Einführung der neuen Bundesverfassung 1999 einig, dass über das Verhältnis zwischen Landesrecht und Völkerrecht keine Einigkeit besteht.

Darum ist damals gemäss Botschaft «bewusst darauf verzichtet worden, die Streitfrage betreffend das Verhältnis von Völkerrecht und Bundesrecht im Rahmen der Nachführung zu klären». Auch sei – so wurde versichert – die neue Bundesverfassung «nicht auf einen Integrationsschritt ausgerichtet» und darum bewusst «europaneutral». Wenn nun das Bundesgericht die Europäische Menschenrechtskonvention generell als übergeordnet erklärt, verstösst es nochmals gegen die Bundesverfassung – nämlich gegen «Treu und Glauben». Das Bundesgericht interpretiert unsere Verfassung nach seinem (Vor-)Urteil, nicht nach dem Willen des Verfassungsgebers.

Was nun, Damen und Herren Bundesrichter? Werden Sie gemäss Völkerrecht eine Moschee mit vier Minaretten in Langenthal durchsetzen? Wollen Sie unser weltweit bewundertes duales Bildungssystem verbieten, weil die Berufslehre laut Völkerrecht unter «Kinderarbeit» fällt? Müssen Sie nach der Horrorideologie von Genosse Marx jedem Bürger einen Arbeitsplatz anbieten, da das Völkerrecht ein «Recht auf Arbeit» vorschreibt? Im Arsenal des internationalen Rechts findet jede Weltanschauung ihre geistigen Waffen. Leider neuerdings auch unser Bundesgericht. Widerstand genügt nicht mehr. Jetzt ist ein Aufstand angebracht.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Die SBB und das fossile Zeitalter

Von Peter Bodenmann — In zehn Jahren werden auf unseren Strassen sich selbst steuernde Roboter-Autos und Roboter-Busse verkehren.



Wie früher die Riesenkopierer: schwere Loks.

Der Fortschritt ist nicht aufzuhalten: Neu werden die Toiletten der SBB deodoriert und tapeziert. Jeder zehnte Passagier der SBB darf sich freuen, weil nur jeder zehnte die Toilette benutzt.

Die SBB wollen das Bahnfahren in den nächsten Jahren immer teurer machen. Obwohl im Durchschnitt nur dreissig Prozent der Sitzplätze in den Zügen besetzt sind. Weil niemand den Strom der Passagiere halbwegs intelligent steuern will.

Noch haben die Verantwortlichen bei Bund und Kantonen nicht begriffen, wohin die Reise geht: In Deutschland dürfen Fernbusse der Bahn neu Konkurrenz machen. So sinken die Preise für die Passagiere. Zürich–Bern würde umgerechnet nur zehn Franken kosten.

Dies sind erste, unbeholfene Gehversuche. In zehn Jahren werden auf unseren Strassen sich selbst steuernde Roboter-Autos und Roboter-Busse verkehren.

Die Kapazität der Strassen wird sprunghaft erhöht. Die Zahl der Staus und der Unfälle geht massiv zurück. Technischer Fortschritt bei den Motoren, kombiniert mit optimierter, da computergesteuerter Fahrweise, wird den Energieverbrauch nochmal halbieren. Die Zahl der Autos in individuellem Besitz wird zurückgehen, was das untergehende fossile Zeitalter spiegelt. Noch scheint dies niemand zu beunruhigen. Noch freut sich niemand auf

das Zeitalter der neuen Mobilität, die privaten und öffentlichen Verkehr schrittweise verschmelzen lässt. Den SBB mit ihren schweren Loks wird es ergehen wie früher Xerox mit ihren Riesenkopierern.

Heute wundert sich niemand, wenn alle sechs Monate Fernseher, Natel und Computer billiger und besser werden. Spätestens in zehn Jahren wird der gleiche Prozess im Bereich des Verkehrs beginnen.

Wer in Oberlunkhofen wohnt und um 11 Uhr im Bahnhofbuffet Zürich sein will, wird um 10.35 Uhr von einem schicken Roboter-Auto vor dem eigenen Haus abgeholt und kann auf der Fahrt noch einmal seine Powerpoint-Präsentation korrigieren und etwas aufpeppen. Ganz einfach, weil er nach dem Frühstück beim amerikanischen Mega-Kraken Google den günstigsten verfügbaren Roboter-Auto-Sitzplatz bestellt hat.

Boris Becker bringt regelmässig den Stand der Erkenntnis auf den Punkt. Am Wochenende twitterte er: «Gut, dass ich keinen Dokortitel habe.» In zehn Jahren wird die Tennislegende twittern: «Gut, dass ich nicht mehr Auto fahre. Sondern das Auto mit mir.»

Die SBB haben zwei Möglichkeiten: Entweder sie werden Marktführer. Oder der Markt führt sie vor.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Lehrstück auf dem Boulevard

Von Kurt W. Zimmermann — Der *Blick*-Chefredaktor führte das Blatt in die siebziger Jahre zurück. Dafür wurde er gefeuert.

Mitte November letzten Jahres hatte Ringier-Chef Marc Walder kurz hintereinander zwei Termine mit seinem Führungspersonal. Es waren zwei Trennungsgespräche.

Beim ersten Termin entliess er Karsten Witzmann, den Chefredaktor des *Sonntagsblicks*. Beim zweiten Termin entliess er Ralph Grosse-Bley, den Chefredaktor des *Blicks*.

Nun aber hatte Walder ein Kommunikationsproblem. Denn Witzmann wie Grosse-Bley sind Deutsche. Beide kamen 2010 ins Amt. Es war klar, dass sich die Medien mit hämischen Schlagzeilen auf die doppelte Entlassung gestürzt hätten.

«Deutsche Chefs heim ins Reich – *Blick*-Gruppe in der Krise» oder so ähnlich.

Walder überzeugte darum Grosse-Bley, trotz vollzogener Trennung noch drei Monate im Job zu verbleiben. Letzte Woche gab Ringier dann das endgültige Aus bekannt. Man begründete dies offiziell mit «unterschiedlichen Auffassungen» zum Thema Newsroom – egal, das glaubte sowieso keiner.

In Wahrheit musste Grosse-Bley gehen, weil er das Blatt nach rückwärts statt nach vorwärts gesteuert hatte. Mit altbackenen Rezepten hatte er das Blatt in eine Blut-und-Hoden-Postille aus der publizistischen Totenkammer verwandelt: Unablässig vergewaltigte der Vergewaltiger, raste der Raser, mordete der Mörder und ehebrach der Ehebrecher. Es war wie in den siebziger Jahren.

Das Verbrecheralbum *Blick* verlor mit diesem Kurs zwar nicht weiter an Auflage. Auch finanziell sieht es besser aus als auch schon. Der Gewinn 2012 lag bei drei Millionen Franken.

Dafür aber verlor der *Blick* zusehends an Relevanz. Auch Verleger Michael Ringier drängte seinen Chefredaktor darum immer wieder, doch bitte den Blut- und Spermiegehalt im Blatt zu reduzieren und dafür mehr kontroverse Storys aus Politik und Gesellschaft einzubringen.

Grosse-Bley, dem Schweizer Innenleben eher ignorant zugetan, zeigte sich uneinsichtig. Selbst todsichere politische Steilvorlagen – wie etwa die «Abzocker»-Debatte – liess er ungenutzt. Das kostete ihn schliesslich den Kopf.

Der Fall ist ein Lehrstück, weil er die Mechanismen des Geschäfts gut aufzeigt. Man weiss heute sehr genau, wie man eine erfolgreiche Boulevardzeitung macht. Es ist die Mischung von Dschungelcamp und Kampagne.

Erfolgreicher Boulevard ist ein gedrucktes Dschungelcamp. Das Dschungelcamp ist die



Uneinsichtig: Grosse-Bley.

Gesellschaft mit all ihren Intrigen, Trennungen, Versöhnungen, Glücksmomenten und ihrem Leid. Ganz entscheidend im Dschungelcamp ist seine demokratische Durchlässigkeit. Aus jedem Normalbürger kann in kurzer Zeit ein Halbprominenter werden, aus jedem Halbprominenten ein Ganzprominenter.

Das Fernsehen hat dieses Muster vorgezeigt. Jeder singende Kellner, jeder tapfere Transsexuelle und jede gutgebaute Coiffeuse kann schnell den Bekanntheitsgrad eines Bundesrats erreichen. Ausser Reality-TV schafft das nur noch der Boulevard. Die Leser lieben es.

Das aber genügt noch nicht. Es braucht als zweiten Erfolgsfaktor die Drohkulisse. Boulevardblätter müssen gefürchtet sein. Das erreicht man nur im politischen Umfeld.

Die führenden Boulevardiers wissen das genau. Die deutsche *Bild* etwa kämpfte über Monate gegen leichtfertige Euro-Rettungsschirme und beeinflusste die Politik Angela Merkels in hohem Mass. Auch beim Rücktritt von Bundespräsident Christian Wulff stand *Bild* zuvorderst im Schützengraben. Englische Tabloids wie *Sun* und *Daily Express* wiederum machten in der Frage der EU-Zugehörigkeit enormen und wirkungsvollen Druck auf Premier David Cameron.

Eine Boulevardzeitung muss geliebt und gefürchtet sein. Der *Blick* war zuletzt keines von beidem.

Älter und kränker

Von Beatrice Schlag — Privilegierte Generation der Babyboomer? Irrtum.

Vielleicht liegt es ja daran, dass der Ausdruck «Babyboomer» immer mit Erfolg verknüpft war. Die zahlreichen heute rund 55- bis 70-jährigen der Nachkriegsgeneration sind im Durchschnitt reicher, als es ihre Kinder voraussichtlich sein werden. Als sie zu arbeiten begannen, herrschte Vollbeschäftigung. Es gab Jobs und Lehrstellen zuhauf.



Ausserdem wurden sie erwachsen, als die Revolte der 68er miefende Werte zerrupfte und freie Sexualität pries, begleitet von den Stones, den Beatles, von Jimi Hendrix. Es war ganz egal, ob die Boomer sich politisch engagierten oder sich heraushielten: Der Jugendwahn, den die Bewegung («Trau keinem über dreissig») auslöste, sprang auf alle über. Sie sind die bisher letzte Generation, die mit dem Selbstbewusstsein aufwuchs, die Welt verändern zu können, wenn sie nur wollte. Die Illusion hielt nicht sehr lange an. Prägend war sie trotzdem. Babyboomer waren in der Regel nicht mit Zweifeln geschlagen.

Vierzig Prozent sind zu dick

Umso erstaunlicher sind die Gesundheitsdaten, die in den letzten Jahren unter Babyboomern und zwanzig Jahre zuvor unter Gleichaltrigen ihrer Vorgängergeneration erhoben worden waren. Zwar haben die Boomer eine höhere Lebenserwartung, aber gesundheitlich sind sie trotz Fitnessklubs und Vitamintabletten erschreckend schlecht drauf. Nur 13 Prozent bezeichnen ihre Gesundheit als sehr gut, während sich stolze 32 Prozent ihrer Väter und Mütter als kerngesund bezeichnet hatten.

Fast die Hälfte der Boomer leidet an Bluthochdruck, bei über zwei Dritteln sind die Cholesterinwerte zu hoch, und fast vierzig Prozent sind deutlich zu dick, während das Gewicht der Vorgängergeneration nur bei einem Drittel zu hoch war. Über die Hälfte der Boomer ist körperlich nicht regelmässig aktiv, bei den zwanzig Jahre Älteren waren nur 17 Prozent ähnlich bequem. Deprimierende Zahlen für eine Generation, der vieles in den Schoss fiel. Selbstdisziplin gehörte offenbar eher nicht dazu.

Leserbriefe

«Die Ideologen modischer Erziehungsmethoden könnten das Resultat womöglich als Erfolg ihrer Bemühungen reklamieren.» *Werner Furrer*



«Einseitig Argumente.»

Frühkindliches Leiden

Nr. 6 – «Krippen»; Editorial von Roger Köppel

Wir wissen jetzt, dass bei Roger Köppel wegen seines Zwangsaufenthalts in einem Hort ein frühkindliches Trauma haftenblieb. Als bekennender Narziss und zugleich Menschenfreund möchte Köppel der heutigen Kleinkindergeneration solche unliebsamen Erlebnisse ersparen. Aber man sollte den Fall von seinem Erfolg her betrachten. Welcher Prachtkerl ist doch aus dieser Erziehung entstanden: ein Unternehmer, Chefredaktor, helvetischer Vordenker et cetera – trotz Kinderhort oder vielleicht gerade deswegen? Die Ideologen modischer Erziehungsmethoden könnten das Resultat womöglich als Erfolg ihrer Bemühungen reklamieren, und wir alle müssten dann ein bisschen frühkindliches Leiden dem Nutzen zuliebe in Kauf nehmen!

Werner Furrer, Basel

Die im Dezember 2012 publizierte Studie «Franz» von Professorin Margrit Stamm von der Universität Freiburg zu den Aufwuchsbedingungen von Vorschulkindern bei Deutschschweizer Mittelschichtfamilien hat erneut die überragende und massgebende Bedeutung der Familie bei der kindlichen Entwicklung bewiesen und «die Familie als Herzstück der kindlichen Entwicklung» bezeichnet. Statt diese entscheidenden Faktoren und die Wich-

tigkeit der Familie in diesem Zusammenhang zu betonen, werden einseitig Argumente der Wirtschaft und linker Kreise vorgebracht und die Krippen verherrlicht, ohne auf die bestehenden Risiken hinzuweisen. Die Bedürfnisse der Kinder bleiben auf der Strecke. Sie haben eben keine Lobby.

Ralph Studer, per E-Mail

Sittenwächterinnen

Nr. 6 – «Der süsse Duft des Terrorismus»; Philipp Gut über den *Tagi*-Chefredaktor

Ein Aktivist von damals – insbesondere ein Strehle, damals bereits Anfang dreissig – hat der Gesellschaft nicht von einem Chefredaktorenstessel herab zu erklären, wo «die Grenzen des gesellschaftlich Diskutierbaren» verlaufen, wenn er es bis weit ins Erwachsenenalter selbst nicht wusste und beherzigte – und vor allem sich auch nie öffentlich von seinen damaligen Straftaten distanzierte und sich entschuldigte. Wäre Strehle einfacher Sportkommentator – *tant pis!* Aber hat man – und wenn ja, mit welchem Resultat? – im Hause Tamedia jemals ein Assessment durchgeführt, bevor man Strehle an die Spitze des Flaggschiffes setzte? Wo ist da die Verantwortung der Arbeitgeberin? In der Finanzwirtschaft wird seit Jahren alles und jeder extrem genau durchleuchtet auf alle Risiken – insbesondere auch auf Reputationsrisiken! Bei der Tamedia ist offenbar völlig wurscht, wer zuoberst das Sagen hat. In der Finanzwirtschaft wäre solcher Di-

lettantismus völlig undenkbar! Aber die gleichen Medien schwingen sich Tag für Tag zu Sittenwächtern insbesondere über die Finanzwirtschaft auf: Ist das ernst zu nehmen bei solch lausigem Führungsvermögen?

Antonio Scherrer, per E-Mail

Der aufmerksame Leser des *Tagi* ist kaum überrascht. Er weiss um die Richtung von dessen Redaktion: Zentralisierung statt Subsidiarität, Gleichmachung (getarnt als integrativ) statt Wettbewerb und mehr Staat statt Eigenverantwortung. Es ist zu hoffen, dass unsere Bürger wissen, welchen Werten sie die gute Position der Schweiz im Länderranking zu verdanken haben.

Wolfgang Sidler, Luzern

Der gutrecherchierte Artikel über Res Strehles politische Vergangenheit ist keine Diffamierung seiner Person, sondern eine legitime Forderung nach Transparenz und Offenlegung seines persönlichen Wertesystems. Es ist notwendig, dass ein Leser die Hintergründe kennt, welche einen gewichtigen Meinungsmacher bewegen, beispielsweise zur medialen Treibjagd auf Personen wie A. Müller oder Ch. Mörgele zu blasen. Wenn jemand weiss, dass Gewalt – wenn auch in metamorphosierter Form – durchaus als ein Mittel zum Zweck anerkannt wird, um Andersdenkende abzuschliessen, so hat ein Leser eine Entscheidungsgrundlage, um einer solchen Hatz zu applaudieren oder aber sich davon zu distanzieren. Das gilt insbesondere für die vielen Journalisten, welche ungefiltert in ihren eigenen Publikationsorganen weiterverbreiten, was sie im *Tages-Anzeiger* lesen. Guter Journalismus stellt nicht Leute an den Pranger, sondern beurteilt aufgrund von handfesten Fakten, wie dies die *Weltwoche* zu tun pflegt.

Urs Kägi-Romano, Wildhaus

Man muss kein Politologe sein, um zweifelsfrei festzustellen, dass Res Strehle ein Linker ist. Das ist sein gutes Recht. Mit dem textlichen Inhalt des *Tages-Anzeigers* steht er täglich auch dazu. Seine Qualifikation als «Linienrichter des politisch Erlaubten» ist mehr als zweifelhaft, weil er bisher nicht den Mut aufbrachte, auf dem Titelblatt des *Tagi* die Bezeichnung «Die unabhängige schweizerische Tageszeitung» zu entfernen, denn unabhängig ist er ganz bestimmt nicht. Schade!

Karl Schaer, Küsnacht

Mein Kommentar zum Artikel über Res Strehle ist kurz: Revolverjournalismus!

Otto Höschle, Therwil BL

Zitat aus Res Strehles Stellungnahme im *Tages-Anzeiger* vom 9. Februar: «Engagierter Journalismus ist legitim. Handwerkliche Re-

geln des Journalismus zu missachten, aber nicht.» Dann erinnere ich gerne an die tageslange mit unterschlagenen Fakten gespickte Hetzjagd auf Nationalrat Mörgeli, die in der Glorifizierung eines Artikels über den, Zitat, «Anti-Mörgeli» gipfelte, wobei derselbe engelsgleich in die Kamera lächeln durfte. Oder der «Totschlagartikel» gegen ein SVP-Mitglied wegen eines von der *Tagi*-Redaktion falsch interpretierten Twitter-Eintrags, welcher kaum fünf Minuten online war. Wie viel Zeit hatte man dem Twitterer für eine Stellungnahme gegeben? Aha, drei Stunden. Genau die Zeit, die Res Strehle auch zur Verfügung stand. Herr Strehle sollte seine Redaktion besser im Griff haben, ansonsten hat seine Stellungnahme den Wert eines Kasenzettels.

Martin Schwizer, Busswil

«Was steht da eigentlich drin?»

Nr. 6 – «Timbuktu die «Mysteriöse»»; Georg Brunold über die malische Stadt Timbuktu

Der Beitrag ist für mich ein Beispiel eines unerquicklichen Artikels: im Stil oft kompliziert, gestelzt und etwas maniert (manche Sätze muss man zweimal lesen), im Aufbau unklar (Zeitsprünge, plötzlich auftauchende Ich-Person, abrupte Übergänge, kein deutlicher Gedankengang). Nach dem Lesen fragt man sich wieder einmal: «Was steht da eigentlich drin?» Vergleiche Goethe: «Wenn mir einer etwas zu sagen hat, soll er es klar und deutlich sagen...»

Monika Gubser, Basel

Wieso dieser Titel?

Nr. 6 – «Lenin war autoritär und machtlüstern»; Interview mit Richard Pipes von Markus Somm

Eines vorweg: Ich lese die *Weltwoche* gerne, weil sie ein anderes Bild der Geschehnisse liefert als die Mainstream-Medien. Sie ist wichtig für die Medienvielfalt, keine Frage. Aber das Konzept «Stets anders als die anderen» wirkt manchmal aufgesetzt, läppisch. Nehmen wir an: Alle anderen Medien würden schreiben, dass die Erde eine Kugel sei – die *Weltwoche* würde dann schreiben, dass die Erde eine Scheibe sei. Aber nun ernsthaft: Was soll der Titel «Ohne Lenin kein Hitler»? Solche knalligen und zugleich suggestiven Titel schafft nur die *Weltwoche*. Wollt ihr damit etwa sagen, dass letztlich der Kommunismus schuld am Holocaust ist? Ihr werdet entsetzt sagen: «Natürlich nicht.» Aber genau das suggeriert ihr mit diesem Titel. Zugeben: Der Artikel zum Titel ist an sich ausgewogen. Aber wieso diese Effekthascherei im Titel?

Markus Brupbacher, Winterthur

Nicht zu Ende gedacht

Nr. 6 – «Doppelleben eines Managers» von Alex Baur

Im Fokus der Medien, auch des *Weltwoche*-Artikels, steht nicht die eklige Geschichte, sondern die treuherzige Absicht des Gerichts, einen Topmanager vor einer gravierenden «Nebenstrafe» zu bewahren. Topmanager als schützenswerte Spezies? Rührend, aber wirklich nicht zu Ende gedacht. Denn so mancher Exponent dieser Spezies wird sich jetzt einem unbestimmten Verdacht oder gar Gerücht ausgesetzt sehen. Und kommt der Name ans Licht, womit man rechnen darf, wird die über Mister X sich ergiessende Häme umso grösser sein. Oder, um es etwas blumiger auszudrücken: Shitstorm ahoi. Es beschäftigt mich, wie ein Master of the Universe (plus seine Seilschaften) es fertigbringt, ein Gericht plus die Medien gefügig zu machen. Sieht ein bisschen nach dem kleinen Kerl mit der Steinschleuder gegen den unbesiegbaren Riesen aus. Oder ist es andersrum? Jedenfalls hat der Mann seine Lektion im Kommunikationstraining offensichtlich gelernt; bei all der geschilderten Geschliffenheit könnte man fast schon Authentizität vermuten. Die ganze Geschmeidigkeit macht misstrauisch. Bonusempfänger mit zu viel Geld auf der Suche nach dem unbezahlbaren Kick: Was kommt als Nächstes?

Christine Klingler, Wädenswil

Korrigenda

Im Artikel «Der süsse Duft des Terrorismus» (*Weltwoche* Nr. 6/13) wird der verurteilte frühere Zürcher-Terrorist Daniele von Arb erwähnt. Anders als im Artikel dargestellt, ist Daniele von Arb nicht identisch mit dem in der *Weltwoche* abgebildeten Hausbesetzer fast gleichlautenden Namens.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seinem Sohn eine SMS schicken mit dem Hinweis darauf, dass seine Mutter heute Geburtstag hat? *Peter Mall, Basel*

In der heutigen Zeit einen Geburtstag zu vergessen, ist eigentlich ein Ding der Unmöglichkeit. Facebook lädt jeden Tag dazu ein, den Freunden auf die *wall* zu schreiben. Smartphones schicken automatisierte E-Mails, und sogar ohne Computer gibt es mit dem guten alten Geburtstagskalender eine passable Gedächtnisstütze. Trotzdem kennt jeder das Gefühl enttäuschter Erwartungen, wenn Glückwünsche ausblieben, und das Versprechen an sich selbst, das nächste Mal den Geburtstag des anderen auch einfach zu ignorieren. Deshalb: Erinnern Sie Ihren Sohn unbedingt! Nicht nur er, sondern auch seine Mutter wird es Ihnen danken. An ihrem grossen Tag wird es ihr egal sein, über welche Umwege ein Blumenstraus und ein paar liebe Worte den Weg zu ihr gefunden haben.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Gerechtigkeit, gallig-grün und gelb

Die Minder-Initiative hat aus scheinbar überlegten Bürgern einen Haufen von Neidgenossen gemacht. Ein Blick in todsündige Abgründe. *Von Urs Paul Engeler*



Quälende Gedanken an das (scheinbare) Glück des andern: Ständerat Thomas Minder.

*Rasch zu der Missgunst Haus, das strotzt von
schwärmendem Moder [...]./*

*Bleichheit wohnt im Gesicht, und am Leib ist
schmächtige Dürre,/*

*Nirgends ein sicherer Blick; gelb sind vom Roste
die Zähne,/*

*Grün von Galle die Brust, voll giftigen Geifers die
Zunge./*

*Lachen ist fern, wenn nicht es erregen gesehene
Schmerzen;/*

*Nie auch labt sie der Schlaf, da wachsame Sorgen
sie stören,/*

*Sondern sie schaut, und vergeht vor Unlust über
den Anblick/*

*Lästigen Menschenglücks und nagt an sich und
an andern/*

Und ist Marter sich selbst.

Ovid (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.): Invidia (Der Neid)

Wären die aufgewühlten Gewerbler, die keifenden Kleinbürger und linken Hetzer rational denkende und handelnde Wesen, dann quittierten sie die Initiative des Schaffhauser Ständerats Thomas Minder mit anhaltendem Zucken ihrer Schultern. Oder sie hielten sich an den vernünftigen Ratschlag des früheren Vizekanzlers der Eidgenossenschaft, Oswald Sigg (SP), und legten leere Zettel in die Urnen. Denn weder ein Ja noch ein Nein zur sogenannten «Abzocker»-Initiative, noch der Gegenvorschlag können ihre materielle Situation auch nur im Geringsten verändern. Erstens werden, auch bei einem Ja zur Vorlage, in der Realität gar keine Managerlöhne gekürzt; das haben die bindenden wie die konsultativen Abstimmungen an den Versammlungen der Aktionäre zweifelsfrei bewiesen. Und falls ein Lohnschnitt ausnahmsweise doch einmal der Fall sein sollte, so gewänne der kleine Mann, der sich derzeit so ereifert, nicht einen einzigen Franken. Das kann jedermann rasch ausrechnen.

Ungeheure Kräfte

Möglicherweise haben die Stimmbürger, die wild entschlossen sind, die Bundesverfassung mit einem Wust von Lohnvorschriften ohne pekuniäre Effekte zu ergänzen, dies nicht genau mitbekommen. Vielleicht wissen sie es aber doch und wollen, wie rot-grüne Kommentatoren hinterlistig empfehlen, einfach «ein Zeichen setzen». Hör- und lesbare Tatsachen sind, dass es den fanatisierten Streitern gegen die «Abzocker» nicht darum geht, selbst mehr zu haben als heute (Eigennutz wäre als Beweggrund immerhin nachvollziehbar), sondern

nur darum, den anderen weniger zu geben oder etwas wegzunehmen. Dieses Motiv ist offenbar geeignet, ungeheure Kräfte freizusetzen. Wohl noch nie wurde hierzulande derart viel Zeit, Hingabe und Geld in eine Sache investiert, die den Kämpfern keinerlei Vorteile bringt. Es ist der gallig-grügelbe Neid, der über die Hirne herrscht und die Menschen antreibt.

Vom Neid geht eine kaum zu bändigende Wirkung aus. Er entsteht ganz heimlich, gut versteckt in den Tiefen unzufriedener oder beschädigter Seelen, und rollt dann wie eine psychisch-politische Springflut über Nachbarn, Berufskollegen oder gesellschaftliche Schichten hinweg, die als privilegiert gelten.

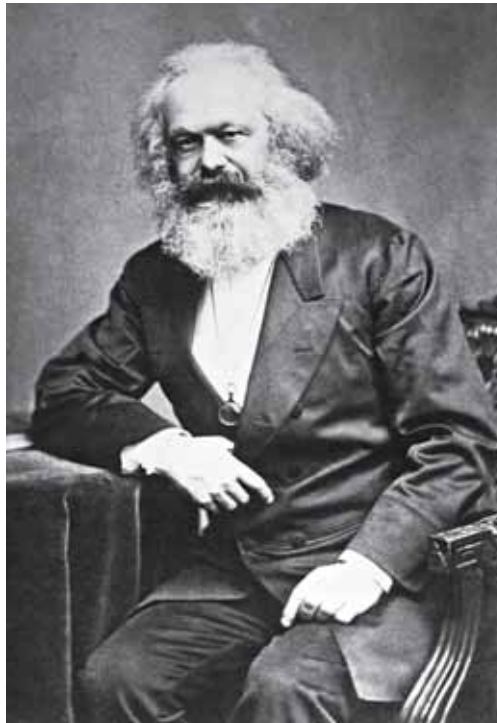
Von Kain bis Minder

Philosophen verurteilen den Neid seit der Antike als blind-zerstörerischen Affekt, der keine positive Energie freisetzt. «Ich will mit dem Neid nichts zu tun haben, denn er hat nichts gemein mit Weisheit», lehrte der König Salomon. Psychologen machen merkwürdigerweise einen grossen Bogen um dieses urmenschliche, aber unproduktive Gefühl, das in allen Kulturen und Gesellschaften und auf allen Stufen ihrer Entwicklung, von Kain bis zur Sozialdemokratie, zu beobachten ist. Dichter und bildende Künstler stellen den neidischen Menschen stets als Ausbund der Abscheulichkeit dar. Theologen

Entscheidend ist immer der Unterschied – und nicht die persönliche, familiäre Situation.

schliesslich geisseln den Neid als die böseste der sieben Todsünden, die auch im Fegefeuer nicht abgebusst werden kann. Für den amerikanischen Autor Joseph Epstein, der dem beängstigenden Phänomen einen Essayband gewidmet hat, ist der Neid schlicht eine «Verschwendung geistiger Energie» und «die einzige Todsünde, die keinen Spass macht».

Das ist hübsch gescherzt und kann den einen oder die andere zu Selbsterkenntnis,



Wäre gegen Minder: Philosoph Marx.

Vernunft, Gelassenheit und Genuss führen, doch der unheimlichen politischen und ökonomischen Dynamik des Neids wird der lockere Ratschlag nicht gerecht. Aus den quälenden und unerträglichen Gedanken an die materiellen Vorteile und das (scheinbare) Glück des andern wachsen nicht nur leidvolle individuelle Dramen; die negative Bewertung der Unterschiede zwischen den Menschen bewirkt kollektive Aktionen der allerschlimmsten Art, sogar Pogrome und Massenmorde, wie die Geschichte zeigt.

Tief im Wesen des Menschen

Zahlreiche Sozialexperimente (die zum Teil mit Geld durchgeführt wurden, das die Probanden behalten durften) belegen, dass der Neid nicht nur tief im menschlichen Wesen verankert ist und fast überall aktiv wird, sondern dass er auch äusserst destruktiv wirkt, ja sogar ruinös bis zur Selbstbeschädigung. So haben britische Forscher verschiedene Men-

schen an (manipulierten) Computern um reales Geld spielen lassen. Alle gewannen, die einen sehr viel, die andern ganz wenig. Als die «Verlierer» vor die Wahl gestellt wurden, ihre magere Ausbeute zu behalten oder auf sie zu verzichten, wenn sie damit bewirken konnten, dass auch die glücklicheren Spieler leer ausgingen, da waren die Ergebnisse eindeutig: Die Neider attackierten die Gewinner. Dass sie ihr eigenes Geld opfern mussten, allein um den Erfolgreicheren zu schaden, störte sie offensichtlich weniger als der Gedanke, dass andere besser waren.

Ähnliche Versuchsreihen bestätigen diesen Befund. So ergab ein anderer Test, dass die Teilnehmer lieber in einer Gesellschaft leben, in der sie selbst 100 000 Franken verdienen und alle anderen 50 000 Franken, als in einer Gesellschaft, in der sie selbst 200 000 Franken erhalten und alle anderen 500 000 Franken. Befragungen in Betrieben förderten die nicht mehr erstaunliche Tatsache zutage, dass die Zufriedenheit der Angestellten sinkt, wenn das Einkommen der Kollegen stärker steigt als ihr eigener Lohn. Entscheidend ist immer der Unterschied, und sei er auch noch so klein, nicht die eigene (problemlose) materielle oder persönliche, familiäre Situation. Hauptsache, der Nachbar und der Freund haben nicht mehr. Schon der flotte Sportwagen des andern kann Wallungen evozieren, die zum sinnlosen Zerkratzen des Autolacks führen.

Versager werden Sieger

Der Neid, eine Kombination von Minderwertigkeitsgefühl, Egoismus, verborgenem Groll, Hass und Bosheit, ist irrational, aber fast überall. Psychohygienisch mag er dem schwachen Individuum allenfalls dienlich sein, denn das Neidgefühl befreit den Menschen von der schmerzhaften Erkenntnis, dass er – im Vergleich mit den Beneideten – der Versager ist. Der gelebte Neid macht ihn nachträglich zum Sieger. Wenn mit diesen schlechten Gedanken, die Leistung und Erfolg pervertieren, jedoch Politik gemacht wird, dann wird es gefährlich, und zwar für alle. >>>

Testfrage: Was brachte DIE WELTWOCHE letzte Woche?

Herausragendes bleibt haften.
Ein gelungener Ausstellungsstand kann das auch.



KAMMER EXPO AG
Ausstellungsgestaltung
und Messestandbau
Tagelswangen/Schweiz
gestaltet und baut
effizient, europaweit.
kammerexpo.ch
Tel. +41 52 355 39 00

Der deutsche Historiker Götz Aly hat in mehreren Arbeiten aufgezeigt, dass die Verfolgung, Enteignung und Tötung der Juden in Deutschland vom Mittelalter bis in die Nazi-Zeit stets auf der identischen psychisch-politökonomischen Konstante beruhte, die regelmäßig zu Eruptionen führte: dem Neid auf die reichere, gewandtere, weltmännische und überdurchschnittlich gebildete Gruppe. Die nagende Eifersucht lässt sich an der historischen Episode veranschaulichen, dass den Juden in Wien befohlen wurde, die Trottoirs mit Zahnbürsten zu putzen. Hätten sie die Arbeit mit Besen ausführen müssen, so wäre dies als erzwungener Dienst an der Gemeinschaft vielleicht bemerkt, aber nie derart symbolhaft aufgeladen worden. Erst die Erniedrigung der Reichen und Überlegenen zum sinnlosen Tun auf Knien legte den rächenden Neid für alle offen.

Trotz dieser Erfahrungen verherrlichen die Sozialromantiker, die von der gerecht gestutzten Gesellschaft träumen, den zersetzenden Neid als die gute Kraft, die Gleichheit schafft. Aus der Überlegung, wonach jede menschliche Eigenschaft ihren gesellschaftlichen Sinn haben müsse, machen sich Soziologen und Politiker seit mehreren Jahren fast systematisch daran, den Neid zu rehabilitieren, politisch zu legitimieren und ihn gar als

Die ausgeglichene Gesellschaft funktioniert nur, wenn sich alle auf den tiefsten Nenner einigen.

notwendigen Faktor in der Gemeinschaft zu preisen. (Wäre diese Annahme zwingend, dann müsste man allerdings auch der Mordlust, der Kleptomanie und anderen negativ bewerteten Eigenschaften soziale Nützlichkeit zusprechen.)

Der deutsch-österreichische Soziologe Helmut Schoeck erklärt in seinem Standardwerk «Der Neid und die Gesellschaft» (1966) den Neid zum Steuerungselement, das Gemeinschaften erst bilden und dann zusammenhalten kann. Der drohende Neid, argumentiert der Professor, erzeuge so viel Konformitätsdruck, dass niemand es wage, sich allzu weit über die Masse zu erheben. Die Angst vor missgünstigen Mitmenschen und die akute Gefahr von Ächtung und Angriffen auf Leib und Gut wirkten auf (zu) Erfolgreiche als vorsorgliche Korrektive. Kurz: Der Neid nivelliert, bremst die Tüchtigen, bevor sie überhaupt durchstarten können, und ist darum gut.

Den ultimativen Zaubertrick, die Todsünde in eine wertvolle Eigenschaft zu verwandeln, führte indes John Rawls vor. Der Philosoph, der an der Harvard University lehrte, versuchte seit 1971, als er seine «Theory of Justice» veröffentlichte, in logisch nicht nach-



Böseste Todsünde: «Jüngstes Gericht».

vollziehbaren Windungen und Wendungen auf liberaler Basis eine egalitäre Gesellschaft herbeizuschreiben. Zwar verurteilt Rawls den individuellen «besonderen Neid» als Laster; die politisch manifeste Missgunst hingegen adelt er. Denn dieser «allgemeine Neid», so dozierte er, entzündete sich an den (störenden) objektiven materiellen Unterschieden in einer Gesellschaft. Dieser gerechte Brotneid mache auf diese unzulässigen Diskrepanzen aufmerksam und sei mithin der Anlass, diese zu beseitigen. «Die Neider», lobt dann sein Schüler Wilfried Hinsch gar, «versuchen zu verhindern, dass andere in den Genuss von bestimmten Gütern (Reichtum, Status, Macht, Freundschaft) gelangen, und regulieren dadurch den Grad sozial akzeptierter Ungleichheiten.»

Neid bremst die Tüchtigen

So bestimmt der Neider, was «gerecht» ist, und so verschwindet mit Rawls' Lehre der giftig-böse Neid im Nu aus dem politisch-philosophischen Wörterbuch, um vornehm gekleidet als «Streben nach Gerechtigkeit» wieder aufzutauchen. Seither ist jeder Neidhammel ein Gerechtigkeitssucher. (Diese Gleichung gilt allerdings auch umgekehrt.)

Die Verteilungstechniker, die den Neid durch die «gerechte» Zuweisung aller Güter an alle Menschen eliminieren wollen, rennen in offensichtlichste Aporien. So können nicht alle die gleich schöne Jacht, das Ferienhaus am Meer (plus Wohnung in den Bergen) und einen Mercedes der neusten Baureihe haben. So können nicht alle Männer die liebste und schönste der reichen Frauen heimführen und denselben schönen Posten bekleiden. So können nicht alle Frauen den gleich makellosen Traummann

heiraten und die gleichen Glückskinder aufziehen. Und Lotto oder Pferdewetten als Quellen von Ungleichheit müssten ganz verboten werden. Die ausgeglichene Gesellschaft funktioniert nur dann, wenn alle Beteiligten sich auf den tiefsten Nenner ohne Aufstiegschancen einigen.

Wo Marx recht hatte

Vor diesem fatalen Mechanismus hat übrigens bereits Karl Marx eindringlich gewarnt. Er hat seine Vision der klassenlosen Gesellschaft ausdrücklich nicht auf Neidgefühlen aufgebaut: «die versteckte Form, in welcher die Habsucht sich herstellt und nur auf eine andere Weise sich befriedigt». Der Neid, erkannte er richtig, bringt keinen Wohlstand, keine Entwicklung, keinen Fortschritt, sondern er führt die Gesellschaft direkt in eine Abwärtsspirale. Jeder Neidgedanke, legt Marx in seinen «Ökonomisch-philosophischen Manuskripten» dar, richte sich nur «gegen das reichere Privateigentum» und sei damit nichts als «Nivellierungssucht». In letzter Konsequenz münde die Neidsucht in die «Negation der ganzen Welt der Bildung und der Zivilisation, die Rückkehr zur unnatürlichen Einfachheit des armen, rohen und bedürfnislosen Menschen». Dieser klaren Analyse zum Trotz setzen seine unbedarften Nach- und Anbeter den plumpen Futterneid als (einzige) politische Waffe ein, stets perfekt getarnt als «Steuergerechtigkeit», «Lohn-gerechtigkeit», «Verteilungsgerechtigkeit» oder, aktuell, als «Kampf gegen die Abzocker».

Vor zehn Jahren noch vertraute *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel – wie er beschwörend schrieb – als die neue deutsche Neidkultur zu grassieren begann, auf die Nüchternheit und Rationalität der freiheitlich gesinnten Schweizer. Als geübte Demokraten seien die Eidgenossen gegen solche Hysterie gefeit, die ihnen keinen Gewinn eintrage, meinte Köppel zuversichtlich. Im gleichen Blatt widersprach ihm damals der Ökonom Mathias Binswanger, der die zahlreichen Experimente zitierte, die den Neid als Konstante der menschlichen Natur nachgewiesen haben. Er beschrieb die Schweizer als das «Volk des diskreten Neids», das durch eine vielfältige soziale Kontrolle niemanden zu hoch steigen lasse und darum ohne einschneidende staatliche Interventionen stets ein «eidgenössisches Mittelmaß» durchgesetzt habe.

Auch Binswanger hat sich im massvollen Eidgenossen getäuscht. Auch die scheinbar überlegten und ihren Vorteil berechnenden Schweizer sind kleingeistige Menschen. Es braucht offenbar wenig, um auch in ihnen das gelbgrüne und zersetzende Monster zu wecken und sie Neidparagrafen in Verfassung und Gesetz schreiben zu lassen. Selbst wenn ihnen das nicht nur nichts bringt, sondern schadet. ○

Per Post der Werbebrief. Perfekt der Onlineverkauf.



Die Wirkung macht den Unterschied.

Studien belegen: Werbung per Post wird häufiger gelesen und doppelt so oft weiterempfohlen wie elektronische Werbung. Steigern Sie Ihren Verkaufserfolg im In- und Ausland mit unseren Direct-Marketing-Angeboten.

www.post.ch/wirkung

DIE POST 

Aus persönlicher Überzeugung

Mittlerweile wird Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf nicht nur von der *Weltwoche*, sondern auch von anderen Schweizer Zeitungen zum Teil heftig kritisiert. Man wirft ihr vor, den Finanzplatz zu demontieren. Die kluge Pragmatikerin wird missverstanden. *Ein Essay ihrer Biographin Esther Girsberger*



Zugunsten unbefleckbarer Banken: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

Die *Weltwoche* ist bekannt als Dauerkritikerin der Finanzministerin. Von daher fragt man sich schon, was die Zeitschrift im Schilde führt, wenn ich als Autorin des Buchs «Eveline Widmer-Schlumpf – Die Unbeirrbare» angefragt werde, das «unverständliche Verhalten dieser Bundesrätin» (Roger Köppel) zu erklären. Aber es hat seinen Reiz, ein Jahr nach der Buchveröffentlichung meine Einschätzung der Politikerin zu überprüfen, die ich bis vor einem Jahr regelmässig zu Gesprächen getroffen habe.

Leon Schlumpf, der Vater von Eveline Widmer-Schlumpf, hatte mir die Anekdote ein knappes Jahr vor seinem Tod gerne erzählt: Seine Tochter habe schon als Fünfjährige darauf gedrängt, die Korrespondenz aus seiner Anwalts- und Notariatskanzlei persönlich zur Post zu bringen und die Quittungen der eingeschriebenen Briefe fein säuberlich geordnet zurückzubringen.

Eine geordnete Buchführung, ein sauberer Finanzhaushalt und nachvollziehbare Finanzmodalitäten – auch bei den Steuern – sind der Juristin eine Herzensangelegenheit. Dazu passt, dass sie entschlossen bis verbissen eine Weissgeldstrategie verfolgt. Sie sagt: «In zehn Jahren soll die Schweiz nicht mehr mit Steuerhinterziehung in Verbindung gebracht werden.»

Der Zweck heiligt die Mittel. Wenn Eveline Widmer-Schlumpf das Bankgeheimnis im Inland zu lockern bereit ist, bevor die Steuerkonflikte mit dem Ausland gelöst sind, so entspricht das ihrem Gerechtigkeitsdenken. Warum sollen kantonale Steuerverwaltungen die Unterlagen, die sie beschaffen, um Amtshilfe erteilen zu können, nicht auch intern gebrauchen dürfen? Wenn das Steuerabkommen mit Deutschland gescheitert ist, die linke Regierung in Frankreich den Druck auf die Schweiz nicht lockern wird und die unsichere politische Lage Italiens vor den Wahlen auch nicht auf eine mögliche Lösung hindeutet, müssen neue Wege gefunden werden. Und wenn die Finanzministerin sagt, sie werde das Fatca-Abkommen mit der amerikanischen Steuerbehörde erst unterzeichnen, wenn die USA eine Globallösung akzeptieren, um zweieinhalb Monate später eine Verknüpfung auszuschlagen, so ist das in den Augen von Widmer-Schlumpf reiner Pragmatismus.

Wenn sich ein Weg plötzlich verschliesst, müssen neue Pfade begangen werden. Zugunsten eines unbefleckbaren Finanzplatzes. Eveline Widmer-Schlumpf will die Weissgeldstrategie. Aus persönlicher Überzeugung. Und im Wissen, dass der Druck aus dem Ausland nicht nachlassen wird.

Eveline Widmer-Schlumpf weiss viel. Sie kennt ihre Steuereinstellungen à fond, bis ins letzte Detail. Sie kennt auch die Steuerverhältnisse unserer Nachbarn. Solche Detailkenntnisse sind für ihre Verhandlungen mit dem italienischen Ministerpräsidenten Mario Monti oder dem französischen Präsidenten François Hollande von Bedeutung. Für die Öffentlichkeit sind sie irrelevant, da unverständlich. Es entspricht einer gewissen Überheblichkeit, dass sich Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf selten öffentlich erklärt. Sie schweigt meistens und arbeitet weiter.

Die gewissenhafte Arbeitsweise seiner ehemaligen Praktikantin sei einmalig gewesen, sagt der ehemalige und einzige Chef von Eveline Widmer-Schlumpf, Anwalt Fortunato Vincenz. Am liebsten habe sie sich in ihr Dachkammerlein zurückgezogen und ihre Plädoyers minutiös vorbereitet. Vor Gericht vorgetragen habe sie diese ungern. Man kann dieses Bild ohne weiteres auch auf die heutige Bundesrätin übertragen.

Im stillen Kämmerlein

Nur gibt ihr die Erfahrung recht: Warum soll sie beispielsweise den nur für Insider nachvollziehbaren Unterschied zwischen Informationsaustausch und automatischem Informationsaustausch in der Öffentlichkeit erläutern? Die Sache ist zu komplex, als dass Nichtinvolvierte nachvollziehen könnten, welche technischen Möglichkeiten zum Ziel führen. Trocken vorgelegte Differenziertheit überzeugt im Gericht beziehungsweise im Verhandlungsraum. Nicht aber in der Öffentlichkeit. Differenziertheit kostet im Gegenteil Wählerstimmen. Das sagt sich zum Beispiel FDP-Präsident Philipp Müller. Und will deshalb vom Unterschied zwischen Informationsaustausch und automatischem Informationsaustausch nichts wissen. Also ist es auch mühsam, ihn darauf aufmerksam zu machen.

Grosse Worte für die Nachwelt sind nicht Widmer-Schlumpfs Sache. Sie redet lieber unter ihresgleichen, mit fachkundigen Sachexperten. Ihre Treffen mit ausländischen Finanzministern oder Staatspräsidenten führt sie gerne unter vier Augen, und längst nicht immer vom Protokoll diktiert. Als es um die Verhandlung der Abgeltungssteuer ging, traf sie sich auch mal unbemerkt an der deutsch-schweizerischen Grenze mit Wolfgang Schäuble zum Tee, um das letzte finanztechnische Detail mit ihrem Pendant zu erörtern. Da lässt sie nichts anbrennen. Was danach kommt, kann sie weniger beeinflussen: «Man kann technisch sehr gute Lösungen erarbeiten und sich einigen. Am Schluss kann die Politik etwas ganz anderes wollen.»

Widmer-Schlumpf ist eine Durchsetzerin. Sie ist eine, die sich dort mit Haut und Haar engagiert, wo sie etwas bewirken kann. Wenn sie gar nichts unternehmen kann, um eine Situation zu ändern, stresst sie das enorm. Auf technischer Ebene lässt sich vieles machen, kann die Finanzspezialistin Einfluss nehmen, steuern. Auf politischer Ebene ist ihr Einflussbereich viel be-

schränkter. Also konzentriert sie sich auf die technische Ebene. Eveline Widmer-Schlumpf ist in erster Linie eine Arbeiterin und erst in zweiter Linie eine Politikerin. Allianzen schmiedet sie mit Experten, aber nicht mit Parteien. «Ich schaue weder nach rechts noch links», betont die Bündnerin gerne. Sie meint das nicht nur auf die Parteienlandschaft bezogen, sondern manchmal ganz einfach auch auf die Richtung ihres angestrebten Ziels: Sie geht geradeaus, ohne nach links und rechts zu schauen.

Flurschäden sind dabei in Kauf zu nehmen. So erklären sich auch gewisse Kommunikationsspannen: Wenn die Finanzministerin zwei Tage nach dem Finanzmarktbericht, der die Abgeltungssteuer als anzustrebende Lösung betont, plötzlich den Informationsaustausch als Alternative erwähnt, so mag das aus sachlichen Gründen durchaus seine Logik haben. Aber es zeugt von wenig Feingefühl. Die Panne hätte sich vermeiden lassen, wenn man etwas nach links und rechts geschaut hätte, wenn man die allgemeine Stimmungslage besser ausgelotet und sich etwas danach gerichtet hätte. Aber das liegt der Macherin nicht. Beratung hat sie nicht nötig. In sachlichen Belangen weiss sie mindestens so gut Bescheid wie ihre fachlichen Mitarbeitenden. Kommunikative oder gar psychologische Beratung für Dossiers zieht sie als notwendiges Übel hinzu und deshalb ab und zu erst dann, wenn es zu spät ist.

Eveline Widmer-Schlumpf ist immer noch nicht ganz in Bern angekommen. Im Kanton Graubünden war sie neun Jahre lang Finanzdirektorin als Vertreterin der SVP. Die SVP Graubünden war vor der Spaltung staatstragend und Mehrheitspartei. Lobbyieren, Allianzen schmieden war aus dieser Position heraus nur bedingt nötig. In Bern vertritt Widmer-Schlumpf als BDP-Politikerin eine 5,4-Prozent-Partei. Ihr Verhalten hat sie aber nicht gross geändert: Als machtbewusste Persönlichkeit will sie ihren Überzeugungen zum Durchbruch verhelfen. Mit sachlichen Argumenten, nicht mit parteipolitisch diktierten. Andersdenkende akzeptiert sie, wenn sich diese auf logisch nachvollziehbare Gründe berufen.

«Ich bin eine ausgesprochene Sachpolitikerin, keine Taktikerin», sagt Eveline Widmer-Schlumpf von sich selbst. Bleibt sie dieser Selbsteinschätzung treu, wird sie zum Ablauf der Legislaturperiode wohl ihren Rücktritt ankündigen. Entweder weil sie bis dann die Umsetzung der Weissgeldstrategie erfolgreich aufgegleist hat. Oder weil sie für ihre Wiederwahl nicht ohne Taktik auskommen würde. Das Verhalten von Eveline Widmer-Schlumpf kann einem passen oder auch nicht. Kongruent mit ihren Grundsätzen ist es allemal.

Esther Girsberger, 52, ist promovierte Juristin. 1989 wechselte sie in den Journalismus, 1998–1999 war sie Chefredaktorin des *Tages-Anzeigers*. Im Dezember 2011 erschien ihr Buch «Eveline Widmer-Schlumpf – Die Unbeirrbar», Orell-Füssli. 208 S., Fr. 29.90



Briefe für neunfachen Rücklauf.
Die Praxis zeigt: Neunmal mehr Rücklauf bei einem physischen Werbebrief im Vergleich mit einem elektronischen Aussand. Deshalb bewirbt Sherpa Outdoor seine Aktionen auch in Zukunft per Brief.

sherpa
OUTDOOR

Die Wirkung macht den Unterschied.

Was wollen Sie erreichen? Lassen Sie sich von Erfolgsgeschichten inspirieren, wie der Brief Ihre Kommunikation stärker macht:

www.post.ch/wirkung

DIE POST

Asylmagnet in den Alpen

Die Schweiz verzeichnet, gemessen an der Bevölkerungszahl, weit mehr Asylbewerber als die meisten europäischen Staaten. Warum eigentlich?

Von Andreas Kunz



«Geografisch an zwei Hauptmigrationsrouten»: Asylsuchender an einer 1.-August-Feier in Moudon.

Die Zahlen sind eindrücklich und vielsagend: Seit Anfang 2011 in den nordafrikanischen Ländern die Revolutionen ausgebrochen sind, stieg die Anzahl Asylbewerber in der Schweiz bis und mit September 2012 auf 527 Asylbewerber pro 100 000 Einwohner. In Deutschland waren es mit 98 Asylbewerbern mehr als fünfmal weniger. In Grossbritannien mit 69 Asylbewerbern sogar 7,5-mal weniger. Auch die Zahlen von Frankreich (152), Österreich (302), Dänemark (137) oder den Niederlanden (111) liegen deutlich unter dem Schweizer Wert, wie eine kürzlich veröffentlichte Statistik des Bundesamts für Migration (BfM) zeigt. In ganz Europa nahm nur Schweden mit 596 Asylbewerbern pro hunderttausend Einwohner mehr Asylgesuche entgegen als die Schweiz.

Woran liegt es, dass ein kleines Land ohne Meerzugang derart viele Gesuche registriert? Die *Weltwoche* hat Experten aus dem BfM,

Politiker, Asylanten sowie Mitarbeiter der Hilfswerke befragt. Es resultierten zehn Gründe, warum die Schweiz zum Asylmagneten Europas geworden ist:

1 — Geografische Lage Offiziell verweisen alle Migrationsexperten auf den gleichen Hauptgrund für die hohen Asylzahlen. «Wir liegen geografisch an zwei Hauptmigrationsrouten», sagte BfM-Chef Mario Gattiker Ende letzten Jahres im Interview mit der *Weltwoche*. Die Schweiz befände sich mitten auf dem Weg von Süden nach Norden sowie von Osten nach Westen. Aus dem Süden kommen über Italien die Afrikaner, und aus dem Osten über Griechenland und den Balkan die Afghanen, Iraker oder Pakistaner. Der Kreuzungspunkt dieser Routen, auf denen die Asylbewerber ihr Glück versuchten, liegt im Herzen Europas: in der Schweiz.

2 — Musterknaben Warum aber genau die geografische Lage zu hohen Asylzahlen führt, erklärt ein langjähriger BfM-Mitarbeiter anhand eines Beispiels, das er in der Praxis mehrfach erlebt habe: «Die Tessiner Polizei findet im Zug aus Italien eine afrikanische Familie, die auf dem Weg nach Deutschland oder Dänemark ist. Was machen die Beamten? Sie bringen die Flüchtlinge ins Empfangszentrum, wo ihnen in allen möglichen Sprachen erklärt wird, wie sie ein Gesuch zu stellen haben und welche Hilfestellungen sie erwarten dürfen.» Viele Asylanten sähen die Alpen eigentlich nur als Durchgangsgebiet, aber kaum hätten sie Schweizer Boden betreten, würden sie «von der Maschinerie vereinnahmt». Die Verfahren begännen zu laufen, und wer die vielfältigen Angebote der Schweiz einmal kenne, sei nur noch schwer dazu zu bringen, es in einem anderen europäischen

Land zu versuchen. «Wir sind halt Perfektionisten», sagt der BfM-Kader. «Die Musterknaben Europas.» Belegt wird die Aussage durch die aktuellen Zahlen des deutschen Bundesamts für Migration und Flüchtlinge. Obwohl seit dem arabischen Frühling massenweise Afrikaner nach Europa gereist sind, ist unter den zehn Herkunftsländern, aus denen am meisten Asylanten nach Deutschland kamen, kein afrikanisches Land zu finden. Sie haben es auf dem Weg durch die Schweiz schlicht nicht bis nach Deutschland geschafft.

3 — Kettenmigration Die Schweiz ist ein Einwanderungsland und hat – vom Kleinstaat Luxemburg abgesehen – mit 23 Prozent den grössten Ausländeranteil aller europäischen Staaten. Asylanten gehen mit Vorliebe dorthin, wo ihre Landsleute leben. Nachdem die Schweiz in den 70er Jahren Tausende Arbeiter aus dem ehemaligen Jugoslawien rekrutiert hatte, flüchteten während des Balkankrieges viele Serben, Kroaten oder Kosovaren zu ihren Freunden und Verwandten. Seit 2002 ist auch die afrikanische Diaspora stark gewachsen – und sie zieht ständig mehr Landsleute nach, sei es durch Familiennachzug oder durch Mund-zu-Mund-Propaganda. Die Zahl der Eritreer zum Beispiel hat sich innert weniger Jahre vervielfacht. Kamen 2006 noch 1207 Eritreer in die Schweiz, waren es 2008 bereits 2849. 2011 war Eritrea mit 3356 Gesuchen bereits das wichtigste Herkunftsland. Im letzten Jahr ist diese Zahl erneut um 31 Prozent auf 4407 gestiegen. Für viele Fachleute wurde die Kettenmigration auch dadurch begünstigt, dass die Schweiz – als einziges Land der Welt – bis vor kurzem Asylgesuche auf ihren Botschaften in aller Welt akzeptierte.

4 — Attraktivität Oft schliessen sich in Afrika mehrere Familien zusammen, um eines ihrer Mitglieder nach Europa zu schicken. Meist sind es junge Männer, wie die Statistik zeigt: Von den 28631 Asylbewerbern waren im letzten Jahr 20423 Männer. Nicht selten kommen sie mit der Vorstellung, dass in der Schweiz – einem der reichsten Länder der Welt – für alle Menschen Milch und Honig fliesst. Die Erwartungen der Verwandten sind gross. «Kann er kein Geld heimschicken, gilt er als Versager», sagen Vertreter von Hilfswerken. Um ihre Würde und Ehre nicht zu verlieren, versuchen es einige auch in der Kriminalität. Lohnt es sich, wird die Sogwirkung für die Zurückgebliebenen nur noch stärker. Besonders auffällig war im letzten Jahr die Zunahme von Nigerianern, die in der Schweiz den Kokainhandel kontrollieren. Trotz neuem Migrationsabkommen und grosszügiger Rückkehrhilfen hat 2012 die Zahl der nigerianischen Gesuche um weitere 45 Prozent zugenommen.

5 — Geld Für Afrikaner lohnt sich der Aufenthalt in der Schweiz allerdings auch, wenn sie nicht kriminell werden. Im Kanton Zürich zum Beispiel erhalten Asylbewerber rund 400 Franken pro Monat (plus Unterkunft und medizinische Versorgung). Das ist mehr als der Durchschnittslohn in ihrer Heimat. Kein anderes europäisches Land zahlt höhere Unterstützungsleistungen. In Deutschland und Österreich erhalten Asylbewerber ein Taschengeld von rund 40 Euro pro Monat (plus Essen, Unterkunft und Kleidung). In Frankreich sind es 91 Euro, in Italien offiziell 75 Euro (tatsächlich zahlen die Italiener meist gar nichts). Die Schweiz ist sogar der einzige Staat der Welt, der nach einem abgewiesenen Gesuch weiterhin Nothilfe zahlt (was jährlich rund 100 Millionen Franken kostet). Die Asylbewerber und ihre Schlepper (siehe Punkt 9) kennen diese Tarife. Als in Deutschland letzten Sommer ein Gericht die Unterstützung angehoben hatte, nahm die Zahl der Flüchtlinge aus dem Balkan markant zu – während sie in der Schweiz gleichzeitig zurückging.

6 — Rechtsbeistand Wird in der Schweiz das Gesuch eines Asylbewerbers abgewiesen, kann er Beschwerde einreichen. Kommt es erneut zu einem negativen Bescheid, hat er die Möglichkeit, ein Revisionsgesuch zu stellen. Erhält er immer noch kein Aufenthaltsrecht, darf er ein Wiedererwägungsgesuch einreichen, mit dem die Prozedur von vorne anfängt. Seitenlang behandeln die Richter am Bundesverwaltungsgericht alle Beschwerden – auch wenn diese von vornherein aussichtslos sind (siehe Punkt 2: Musterknaben). Kein Wunder, dauerten die Asylverfahren, bei denen Flüchtlinge sämtliche rechtlichen Mittel ausschöpfen, bisher durchschnittlich 1400 Tage.

7 — Italien Die meisten Asylbewerber kommen über Italien in die Schweiz. Rund 60000 Afrikaner sind nach dem arabischen Frühling in Süditalien gelandet. Statt sie zu registrieren, wie es das Dublin-Abkommen vorsähe, schickten die italienischen Behörden Tausende Asylbewerber direkt in Richtung Norden. Die Weiterreise lohnte sich, da in Italien die meisten Flüchtlinge ohne staatliche Unterstützung in illegalen Camps oder auf der Strasse leben müssen (siehe Punkt 4: Attraktivität).

8 — Wirtschaftskrise Es kamen aber auch Afrikaner in die Schweiz, die zuvor jahrelang in Italien illegal gearbeitet hatten – und aufgrund der Wirtschaftskrise in den letzten Jahren ihre Lebensgrundlage verloren. Da auch in Spanien und Griechenland eine schwere Krise herrscht, ziehen die Asylbewerber weiter, sobald sie die Möglichkeit dazu haben. Aus Marokko zum Beispiel landeten die meisten

Flüchtlinge bisher traditionell in Spanien. Doch im letzten Jahr stieg die Zahl ihrer Gesuche in der Schweiz um 88 Prozent auf 931 – für Experten im BfM eine «klare Auswirkung der Wirtschaftskrise».

9 — Schlepper Besuch in einem Asylzentrum im Zürcher Oberland. Hier leben Eritreer, Somalierinnen, Tunesier oder Äthiopierinnen. Alle sind durch Schlepper in die Schweiz gekommen. Sie sei zuerst in den Sudan geflüchtet, sagt eine Eritreerin, bevor ihr ein *businessman* erzählt habe, wie sie nach Europa komme. «Am besten in die Schweiz», habe der Schlepper gesagt. Dort seien die Leute «reich und hilfsbereit». Ihre Pässe hätten sie auf der Stelle abgeben müssen (nur ein Viertel aller Asylbewerber hat ein Dokument auf sich). Die ganze Reise sei «very professional» abgelaufen. Bis ein paar hundert Meter vor das Empfangszentrum in Basel sei sie gebracht worden, sagt eine Eritreerin. Insider im BfM bestätigen, dass die Schlepper genauestens Bescheid wüssten über die Hilfestellungen und das Rechtssystem der europäischen Länder (siehe Punkt 5 und 6).

10 — Behörden Kein anderes Land gibt, gemessen an der Einwohnerzahl, mehr Geld für das Asylwesen aus als die Schweiz. 2012 waren es allein 1,21 Milliarden Franken für das BfM. Dazu kam rund eine weitere Milliarde als Direktzahlungen für Weggewiesene, vorläufig Aufgenommene und anerkannte Flüchtlinge. Die Misere im Flüchtlingswesen liegt auch an falschen Entscheidungen der Behörden. Die Reorganisation des BfM führte nicht wie gewünscht zu einer Produktivitätssteigerung von zwanzig Prozent, sondern zu einem Rückgang im selben Ausmass.

Umstritten sind auch die Migrationsabkommen und die dazugehörige Rückkehr- und Entwicklungshilfe, mit denen zwar einige Asylbewerber tatsächlich zurück in ihre Heimat gebracht werden konnten – die aber gemäss einer Studie des Think-Tank Forum Aussenpolitik ebenso der Attraktivitätssteigerung der Schweiz dienen. Lange haben es die Schweizer Behörden versäumt, der illegalen Migration durch eine Zusammenarbeit der Departemente entgegenzuwirken. Erst seit 2011 gibt es eine «interdepartementale Zusammenarbeit» zwischen dem BfM, dem Aussenministerium sowie der Bundespolizei, die gegen die Schlepperbanden vorgehen soll. Durch die von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) angeschobene «Neustrukturierung» des Asylwesens sollen auch die Gemeinden und Kantone enger mit dem Bund zusammenarbeiten. Trotz aller Verbesserungen und vom Parlament beschlossenen Gesetzesverschärfungen bleibt die Anziehungskraft der Schweiz für Asylbewerber ungebrochen. ○



Brief aus Athen

Bittere Realität

Ich besuchte griechische Ausschaffungsgefängnisse. Das Bild, das sich mir bot, war mehr als nur beklemmend. Der Preis, den das Land dafür bezahlt, dass bis vor kurzem keine kohärente Migrations- und Flüchtlingspolitik existierte, ist hoch. Von Doris Fiala

Es trifft zu, dass wir im internationalen Vergleich und im Verhältnis zu unserer Bevölkerung auch im Flüchtlingswesen die globalen Lasten intensiv mittragen. Die Frontex (Europäische Agentur für die operative Zusammenarbeit an den Aussengrenzen) bezeichnet unsere Kooperations- und Hilfsbereitschaft, verglichen mit Ländern der EU, als sehr gut. Es gibt also keinen Anlass, beschämt zu sein. Die Frage stellt sich jedoch: Was kommt im Flüchtlingswesen auf uns zu? Sind wir gewappnet und wissen wir effektiv, was an der Schengen-Aussengrenze abgeht? Ich habe als ehemalige Präsidentin der Subkommission für Flüchtlingswesen verschiedene Flüchtlingszentren in der Region der türkisch-griechischen Grenze (Evros) und in Athen besucht. Meine Eindrücke, kurz auf den Punkt gebracht: Was für ein Glück für unser Land, dass die Schweiz keine Schengen-Aussengrenze hat!

Das Bild, das sich mir in den Ausschaffungsgefängnissen bot, war mehr als nur beklemmend. Man hätte lieber weggeschaut, so genau möchte man es lieber gar nicht wissen. Wer dennoch hinschaut, verliert die Unschuld: unmöglich, in die Schweiz zurückzukehren und irgendwelche populistischen Halbwahrheiten zu erzählen. Gespräche mit Regierungs- und Parlamentsvertretern lassen den Besucher innerlich erschauern. Das Gefühl der Griechen, vollends gedemütigt zu werden seitens der EU, bezeichnen Verantwortliche als «schlimmer als die Krise des Landes selbst», welches seit 2009 mit einer dramatischen Wirtschafts- und Schuldenkrise und hoher Arbeitslosigkeit zu kämpfen hat.

Über eine Million illegale Migranten

Vor diesem Hintergrund muss man auch den beängstigend wachsenden Rassismus in Griechenland als Land an der Schengen-Aussengrenze sehen. Die Verzweiflung rund um die Frage der Flüchtlingsströme ist spürbar und erlebbar. Wer zuhört, erkennt die Tragweite der Überforderung. Der Preis, den Griechenland dafür bezahlt, dass bis vor kurzem keine kohärente Migrations- und Flüchtlingspolitik existierte, ist hoch. Auch heute noch wirken die griechischen Lösungsansätze eher hilflos. Über eine Million illegale Migrantinnen und Migranten in Griechenland und Zehntausende in Ausschaffungsgefängnissen stellen eine He-

rausforderung für Griechenland dar, die kein Land Europas im Alleingang zu bewältigen imstande wäre. Auch die Schweiz nicht!

Die Realität der Ausschaffungsgefängnisse ist bitter: unwürdige Zustände; oft keine Heizung, oft kein oder zu wenig Licht, ungenügende Bekleidung für Flüchtlinge in der winterlichen Kälte, defekte und verdreckte sanitäre Anlagen. Frauen leben von ihren Ehemännern monatelang getrennt. Sogenannte *unaccompanied minors*, unbegleitete Kinder und Jugendliche, teilen sich Schlafräume mit Erwachsenen,



Obdachloser Flüchtling in Griechenland.

deren Aggressionspotenzial beängstigt. Eingesperrt sein in die Schlafsäle und nur maximal zwei bis drei Stunden täglich ins Freie, an die frische Luft gehen können, umgeben sein von Stacheldraht und drei Meter hohen Gitterzäunen: Das ist erschütternd. Die Insassen kommen meist via Türkei, zum Beispiel aus Afghanistan, Syrien, dem Irak, aus Bangladesch, Pakistan, Subsahara-Afrika oder aus Palästina. In ihrem Heimatland haben viele ihr ganzes Hab und Gut verhöckert, um Schleppern bis 5000-US Dollar und mehr zu bezahlen für den Transport und damit für die Hoffnung, irgendwo in Europa unterzukommen. Ihre

Papiere haben sie, falls überhaupt je vorhanden, fortgeschmissen, so, wie sie die Schlepperbanden anweisen. Nun werden sie im Gefängnis mit der Realität konfrontiert und realisieren die Täuschung, ohne zu wissen, wie, wann und wohin es weitergehen wird. Und: Sie wollen alle nur das eine: weg! Am liebsten in Richtung Italien, Deutschland oder Schweiz. Viele berichten, sie hätten einem griechischen Anwalt 100 Euro bezahlt für die Einleitung des Asylprozesses und dann sei gar nichts mehr geschehen. Ihre Angehörigen wüssten im Heimatland nicht einmal, ob sie noch lebten. Eine junge Frau aus Syrien schrie ihre Angst und Wut unter Tränen in die Menge im Gefängnishof: «Lieber in der Heimat sterben, als noch ein Jahr hier eingesperrt sein!»

Absage an romantische Hoffnungen

Seit der Sicherheitsoperation ASPIDA im August 2012 ist die griechisch-türkische Landgrenze um Evros (12,5 Kilometer Stacheldraht und professionelle Fluss-Grenzen-Überwachung über 166 Kilometer) dank polizeilicher Überwachung «erfolgreich dichtgemacht»: Griechenland verzeichnet 97 Prozent weniger Flüchtlinge auf diesem Weg als in der Vergangenheit! Die Flüchtlingsströme verschieben sich aber vermehrt auf die offene See. Das Schengen-Aussengrenzen-Land hat die längste Küste Europas, insgesamt über 2000 Kilometer, und 3000 Inseln. Es ist schlicht unmöglich, das alles vollends zu sichern. Das Resultat ist entsprechend. Und die Bedrohung für den Rest Europas, durch diese Tatsache in Mitleidenschaft gezogen zu werden, bleibt ebenfalls erhalten. Am 24. Januar führte die Parlamentarische Versammlung des Europarats eine dringliche Debatte über die Probleme im Migrations- und Asylbereich im östlichen Mittelmeerraum. Ich forderte eine Absage an romantische Hoffnungen der Linken und appellierte zugleich an die humanitäre Mitverantwortung seitens der Bürgerlichen. Wir werden die Welt nicht retten, einen wichtigen Beitrag können und müssen wir jedoch auch in unserem ureigenen Interesse leisten. Schlimme Bilder in meinem Kopf bleiben und ermahnen mich, nicht zu schweigen.

Doris Fiala ist Zürcher FDP-Nationalrätin, Mitglied der Aussenpolitischen Kommission und Vizepräsidentin der Schweizer Delegation im Europarat.



Perle der Seidenstrasse und russische Raketen Usbekistan und Baikonur

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Folgen Sie mit Auslands-Korrespondent Michael Wrase vom 17. bis 31. Mai 2013 dem historischen Handelsweg.

Ist der Registan in der antiken Stadt Samarkand wirklich der schönste Platz der Welt, wie sieht eigentlich ein Weltraumbahnhof aus und woher kommen die Schiffwracks in der Wüste? Folgen Sie dem sagenhaften Ruf der Seidenstrasse und entdecken Sie zwei Länder, die erst seit kurzem auf der «touristischen Weltkarte» stehen. Die Gastfreundschaft der Einheimischen, die wir in einem Kindergarten und beim gemeinsamen Kochen erfahren, gehört sicherlich zu den Höhepunkten dieser Reise durch eine Region, wo sich Jahrtausende alte Kultur und westliche Moderne begegnen.

Der Besucher spürt noch heute den Geist des Karawanenhandels, welcher nicht nur Waren, sondern auch Wissen, Philosophie und Religionen zwischen Orient und Okzident transportierte. Schon die Namen der mittelalterlichen Oasenstädte klingen wie aus 1001 Nacht. Sie schlendern durch die engen Gassen von Buchara, Samarkand und Chiwa, die schon einst Dschingis Khan faszinierten, feilschen auf dem Orientbasar um Seide und Gewürze, schlafen in einer traditionellen Jurte und schauen sich bei einem Meister die Tricks der Keramik-Bemalung ab. Vor der skurrilen Kulisse gestrandeter Wracks am ausgetrockneten Aralsee erfahren Sie die dramatischen Hintergründe des gespenstigen «Schiffsfriedhofs». Und beim Besuch des grössten Raketenstartplatzes der Welt im kasachischen Baikonur staunen Sie über die gigantischen Dimensionen des sowjetischen Raumfahrtprogramms. Nahost-Korrespondent Michael Wrase begleitet Sie auf eine besondere Reise und versorgt Sie in Usbekistan mit Hintergrundwissen zu Politik, Gesellschaft, Geschichte und Literatur des Landes.



Von 1982 bis 1987 arbeitete Michael Wrase als Nahostkorrespondent in Beirut und Damaskus. Seit 1988 lebt er im ruhigen Zypern. Von dort aus bereist er regelmässig die Länder des Mittleren Ostens, unter anderem Usbekistan, das er beruflich und privat oft besucht hat. Der Korrespondent verschiedener Zeitungen im In- und Ausland begleitet die Reisenden in Usbekistan, teilt mit ihnen sein profundes Wissen über Land und Leute, sorgt für spannende Begegnungen und ist unterwegs auch immer wieder für Zweiergespräche offen.

repondent verschiedener Zeitungen im In- und Ausland begleitet die Reisenden in Usbekistan, teilt mit ihnen sein profundes Wissen über Land und Leute, sorgt für spannende Begegnungen und ist unterwegs auch immer wieder für Zweiergespräche offen.

Reise-Highlights und Themen:

- **Samarkand:** «Die Perle der östlichen islamischen Welt» mit der schönsten Moschee des Orients und dem imposanten Registan-Platz.
- **Aralsee:** Erforschung durch zaristische Offiziere und Ausnutzung der Natur
- **Wüstenromantik:** Kamelritt und Übernachtung in einem landestypischen Nomadenzelt in der Wüste. Ein lokaler Musiker sorgt für romantische Stimmung am Lagerfeuer.
- **Sputnik, Leika und Gagarin:** Ein Abstecher zum Testgelände und Startplatz von Interkontinentalraketen in Kasachstan bringt uns fast den Sternen näher.
- **Islam:** Bedeutung in Usbekistan und islamischer Fundamentalismus in Zentralasien
- **Andächtig:** Der Leiter einer Koranschule empfängt die Leser und berichtet über den Alltag in der Ausbildungsstätte.
- **Baumwolle:** Wirtschaftsfaktoren und Güter auf der Seidenstrasse.

- **Buchara:** Die Stadt der Moscheen, Minarette und Mosaik mit dem einzigartigen Wüstenleuchtturm. Geniessen Sie usbekische Spezialitäten und folkloristischen Gesang beim stimmungsvollen Abendessen in einer Medrese.

Weltwoche-Spezialangebote

Expertenreisen für Weltwoche-Leser

Seidenstrasse

Mit Michael Wrase
17. bis 31. Mai 2013

Reisearrangement

Für Abonnenten:	Fr. 6450. –
Für Nichtabonnenten:	Fr. 6800. –

Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.

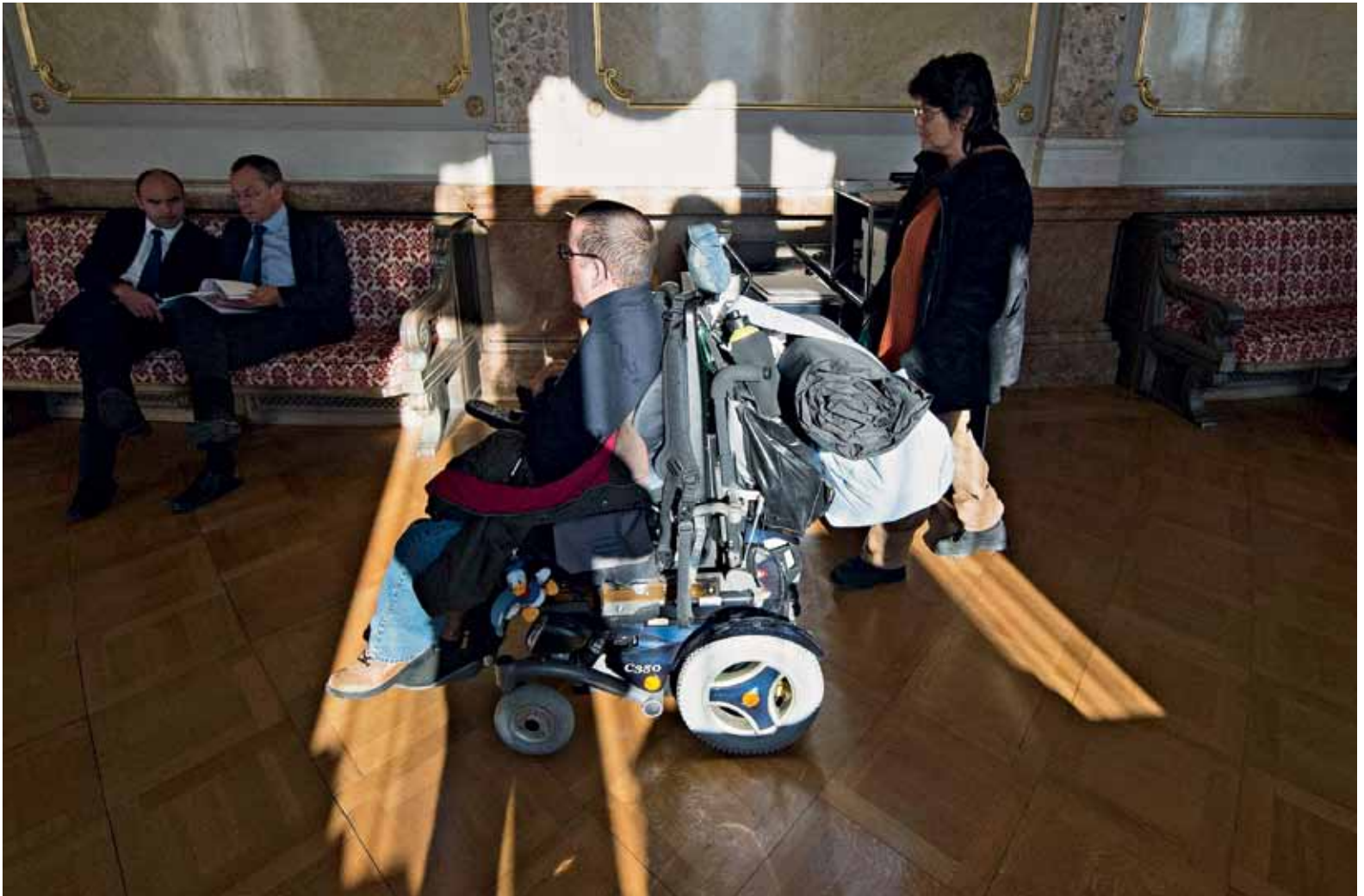
Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL (www.cotravel.ch)

Telefon: 061 308 33 00
E-Mail: cotravel@cotravel.ch

Ausweitung der Therapiezone

Über 100 000 Menschen beziehen aus psychischen Gründen eine IV-Rente. Auch viele Geburtsgebrechen und Unfälle haben in Wahrheit psychische Ursachen. Der Katalog der Störungen wird kräftig aufgeblasen – und mit ihm die Zahl der krankgeschriebenen Menschen. *Von Peter Keller*



Die Minderheit: Invaliditätsrente bei schweren Geburtsfehlern.

Einen Nachnamen hatte er nicht. Für alle im Dorf war er einfach, selbst im hohen Alter noch, der «Walterli». Man sah ihn meistens draussen durch die Quartierstrassen streifen, und wo immer er ein Papierchen oder einen Kaugummi vor sich liegen sah, hob er den Kleinmüll seiner unachtsamen Mitbürger auf und entsorgte diesen im nächsten Abfalleimer.

Walterli mochte keine Unordnung, dafür liebte er die Frauen. Strahlend grüsste der schwächling geratene Bauernbub seine Favoritinnen mit den Worten: «Sali, Schätzeli.» Ab und zu drückte ihm jemand einen Fünfli in die Hand. War ein Haarschnitt fällig, marschierte Walterli beim Dorfcoiffeur ein und liess sich frisieren. Selbstverständlich kostenlos. Genauso selbstverständlich wohnte er im Bürgerheim, wo gestrandete Existenzen und Menschen mit kleinen Macken und Behinderungen Aufnahme fanden. Die Gemeinde kam

für Kost und Logis auf, eine kleine IV-Rente deckte die übrigen Verpflichtungen.

Für Menschen wie Walterli wurde 1960 die Invalidenversicherung in der Schweiz eingeführt. Wer mit einer körperlichen oder geistigen Behinderung auf die Welt kam, sollte fortan eine finanzielle Unterstützung erhalten. Und eine zweite grosse Gruppe wurde abgesichert: Menschen, die schwere Unfälle oder Schicksalsschläge erlitten hatten. Der Schreiner, der sich bei der Arbeit die Finger abfräste; die junge Frau, die ihr Augenlicht verlor und erblindete.

IV kippt ins Bodenlose

Von diesen Anfängen ist die IV inzwischen weit entfernt. Menschen mit schweren Geburtsfehlern bilden heute eine kleine Minderheit der Leistungsbezüger. Von total 238 333 Rentnern im Jahr 2011 bezog lediglich jeder Achte (oder

28 713 Personen) eine IV aufgrund eines Geburtsgebrechens. Noch tiefer liegt die Zahl der Bezüger, die wegen eines Unfalls invalid wurden: nämlich bei 20 673 Personen. Mit anderen Worten: Nur rund zwanzig Prozent der IV-Bezügerinnen und -Bezüger entsprechen dem ursprünglichen Profil der Invalidenversicherung.

Dafür haben sich andere Krankheitsbilder in den Vordergrund geschoben. Es dominiert die Gruppe der psychischen Krankheiten mit 101 766 Bezügerinnen und jene der IV-Rentner, die Leiden am Knochenapparat und an den Bewegungsorganen geltend machen (Stichwort Rückenschmerzen und Schleudertraumata). Parallel dazu ist der Aufwand der IV explosionsartig angestiegen. Zehn Jahre nach Einführung des Sozialwerkes betrug die Ausgaben noch beschauliche 592 Millionen Franken (1970). Bis in die 1990er Jahre war die IV-Rechnung ausgeglichen. Unter der Führung von

Bundesrätin Ruth Dreifuss (SP) kippte die Versicherung ins Bodenlose: Die Kosten und Bezüger verdoppelten sich. Milliardendefizite häuften sich an. 2010 betrug die Ausgaben bereits 9,22 Milliarden Franken, der Jahresverlust erreichte rund 1 Milliarde Franken, die Gesamt-schulden summierten sich auf 15 Milliarden.

Kuriose Missbrauchsgeschichten

Wer die Statistiken genauer anschaut, kann erkennen, dass bereits rund die Hälfte der IV-Bezüger via Therapeut und Psychiater krankgeschrieben wurde. Der Grund liegt in der Erfassungsmethode: Wie das Bundesamt für Sozialversicherungen auf Anfrage mitteilt, ist jeweils die Erstdiagnose ausschlaggebend für die Zuordnung – selbst wenn der Rentenzuspruch aus ganz anderen Gründen erfolgt. Ein Beispiel: Die 1968 geborene D. erlitt als Folge eines Verkehrsunfalls verschiedene Verletzungen im Bereich von Kopf und Hals und der linken Hand. In ihrer Tätigkeit als Mitarbeiterin einer Kantine war die Frau mit Migrationshintergrund zunächst arbeitsunfähig geschrieben.

Bereits rund die Hälfte der IV-Bezüger wurde via Therapeut und Psychiater krankgeschrieben.

Monate später meldete sich D. mit Hinweis auf die Unfallfolgen bei der Invalidenversicherung an. Die drei beigezogenen Sachverständigen aus den Bereichen Neuropsychiatrie, Neurologie und Neurophysiologie diagnostizierten bei der Frau u. a. eine «affektive Störung mit Symptomen eines mittelschweren depressiven Syndroms und einer Angststörung mit Anteilen einer Agoraphobie im Sinne einer Residualsymptomatik aus einer posttraumatischen Belastungsstörung». Viel Fachchinesisch in wenigen Worten. Laut den Fachärzten leidet D. an Depressionen, Angstzuständen, Kontaktstörungen und sozialem Rückzug («Residualsymptomatik»). Als Auslöser dieser «posttraumatischen Belastungsstörung» gilt der Autounfall. Der Frau wird eine 70-Prozent-Invalidenrente zugesprochen. Obwohl eine – notabene fragwürdige – psychische Erkrankung vorliegt, wird die Frau in der IV-Statistik als Unfallopfer geführt.

Das Zauberwort heisst «posttraumatische Belastungsstörung» (PTBS). Laut Psychiatrie können aussergewöhnlich schwere Ereignisse mit Verzögerung zu Verhaltensstörungen führen: die Patienten leiden unter Albträumen, übermässiger Schreckhaftigkeit, sich wiederholt aufdrängenden Erinnerungen, Freudlosigkeit, Suizidgedanken usf. Ursprünglich war die Diagnose PTBS vor allem für kriegsversehrte Menschen oder Vergewaltigungsopfer gedacht. Mittlerweile ist sie zum Einfallstor für kuriose Missbrauchsgeschichten geworden: Erinnert sei an die beiden Tankstellen-Mitarbeiter, die sich

mutmasslich aus der Kasse ihres Arbeitgebers bedienten, dabei von einer versteckten Kamera gefilmt wurden und anschliessend mit Erfolg eine IV-Rente beantragten. Begründung: Sie seien ungerechtfertigt verhaftet und des Diebstahls beschuldigt worden. Ihr Psychiater erkannte eine posttraumatische Belastungsstörung (*Weltwoche* Nr. 4/13). Momentan bezie-

hen 1611 Frauen und Männer eine IV-Rente wegen Psychosen und Psychoneurosen, die unter dem Titel «Unfall» aufgeführt sind.

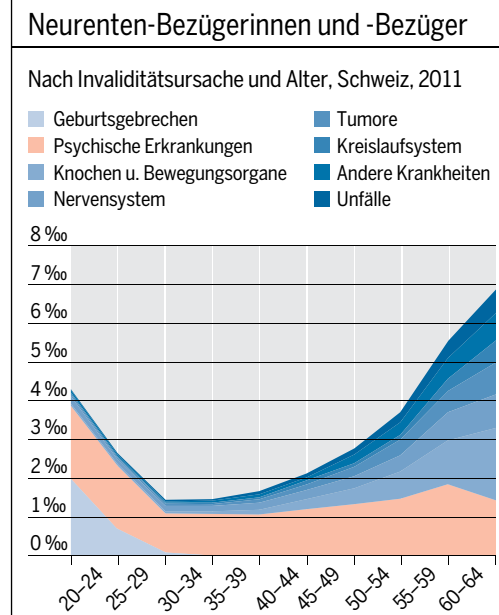
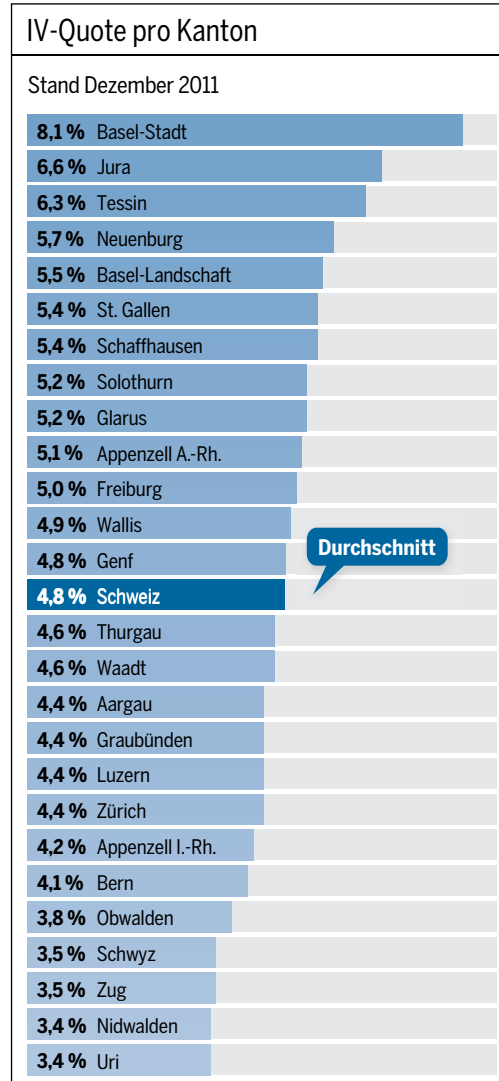
Ein Volk von Missgebildeten?

Die Invalidenversicherung übernimmt die medizinischen Leistungen bei schweren Geburtsfehlern. Auch hier fand eine erstaunliche Ausdehnung der IV-Leistungen statt. Laut Bundesamt für Sozialversicherungen nahm von den Jahrgängen 1983–1987 mehr als ein Fünftel aller Kinder «wegen eines Geburtsgebrechens eine medizinische Leistung der IV in Anspruch».

Sind wir ein Volk von Missgebildeten? Kommen Tausende Babys mit Hasenscharten oder angeborenen Stoffwechselkrankheiten zur Welt? Mitnichten. Es findet bloss, wie überall, eine Ausweitung der Invaliditätszone statt. Sogar mit Rückdatierungen. Stark zugenommen hat die Zahl der Kinder, denen ein Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätssyndrom zugeschrieben wird. Meist wird diese mit dem Kürzel ADHS bezeichnete, sich geradezu modisch häufende Krankheit erst im Schulalter diagnostiziert, aber rückwirkend als Geburtsgebrehen geführt, was u. a. erklärt, warum in der Statistik (siehe mittlere Spalte) auch noch Halbwüchsige unter die Kategorie «Geburtsgebrehen» fallen.

In der bundesrätlichen Verordnung zu den Geburtsgebrehen sind die wolkig formulierten Symptome unter der Überschrift «Psychische Erkrankungen und schwere Entwicklungsrückstände» nachzulesen: «Störungen des Verhaltens bei Kindern mit normaler Intelligenz, im Sinne krankhafter Beeinträchtigung der Affektivität oder Kontaktfähigkeit, bei Störungen des Antriebes, des Erfassens, der perceptiven Funktionen, der Wahrnehmung, der Konzentrationsfähigkeit sowie der Merkfähigkeit.» Was früher salopp als «Zappelphilipp» bezeichnet und in der Allgemeinheit vor allem als Ausdruck mangelnder Erziehung wahrgenommen wurde, gilt heute als medizinische Diagnose, die haufenweise Kinder und Schüler erfasst und bei der Ritalin verschrieben wird. Heute sind psychische Krankheiten und Entwicklungsrückstände die zweithäufigste Gruppe bei den Geburtsgebrehen: mit 4373 Bezügerinnen und Bezüger (2011).

Für Nachschub ist gesorgt – und zwar von der psychologisch-psychiatrischen Gilde selbst. Der Katalog psychischer Krankheiten wird laufend erweitert. Das «Diagnostische und statistische Manual psychischer Störungen» («DSM») listet Hunderte von Störungen mit ihren Symptomen auf, die in der Folge als medizinisch anerkannte Geisteskrankheiten gelten. ADHS soll bald als Erkrankung mit neurologischer Ursache geführt werden. Damit würde die Diagnose nicht wie bisher auf Schüler beschränkt sein. Mit etwas Geschick kann sich der Zappelphilipp bis zur Pensionierung als IV-Rentner durchschlagen. ○



Immer neue Fälle: IV-Renten-Statistik.

QUELLE: BUNDESAMT FÜR SOZIALVERSICHERUNGEN

Der radikale Herr Strehle

Die befremdlichen Ansichten des Dr. oec. HSG Res Strehle, heute Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*, gingen selbst dem linken Publizisten Niklaus Meienberg zu weit. Strehle rechtfertigte «Erschiessungen von Unternehmern» und kritisierte «Juden im Dienste des Grosskapitals». Von Philipp Gut



«Wissentlich nie ein Wort gewechselt»: Polizeibild des 32-jährigen Strehle nach einer Hausbesetzung, 1984.

Der *Weltwoche*-Artikel über *Tages-Anzeiger*-Chef Res Strehle und seine linksextreme Vergangenheit («Der süsse Duft des Terrorismus», Nr. 6/13) habe «schweizweit für Gesprächsstoff» gesorgt, schreibt das Branchenorgan *Persoendlich.com*. Strehle selber hält sich überwiegend bedeckt. Die *Weltwoche* hatte ihm vor der Publikation ausführliche Fragen zu seinem jahrelangen Verhältnis zur militanten linken Szene Zürichs gestellt, in die der damals dreissig- bis vierzigjährige Inhaber eines Dokortitels der Hochschule St. Gallen (HSG) intensiv verstrickt war. Strehle blieb die termingerechte Antwort schuldig, reichte aber nach Redaktionsschluss die Bemerkung nach, dass er sich grundsätzlich «nicht» zum Thema «geäussert» hätte. Auch auf das Angebot der *Weltwoche*, in dieser Ausgabe aus persönlicher Sicht die Dinge aufzuklären und aufzuarbeiten, stieg er nicht ein. Entgegen seiner ur-

sprünglichen Absicht, nichts zu sagen, äusserte er sich dann doch noch – in der Online-Ausgabe des *Tages-Anzeigers* am letzten Freitag und gedruckt am Samstag. Ohne auf Konkretes einzugehen, stritt Strehle die von der *Weltwoche* dargelegten Fakten ab. Statt Licht ins Dunkel seiner linksextremen Vergangenheit zu bringen, erwägt Strehle rechtliche Schritte. Anwälte statt Argumente.

In der Branche hat man sich stillschweigend darauf verständigt, die Causa Strehle im Reich der Bagatellen zu versenken. Den Takt gab Tamedia-Verleger Pietro Supino vor. Er beschied einem irritierten Leser, er habe den *Weltwoche*-Artikel «aufmerksam gelesen und dabei nichts erfahren, was mein Vertrauen in Res Strehle schmälern könnte». Sekundiert wurde Strehles Chef von Presserats-Präsident Dominique von Burg, der – erstaunlicherweise noch vor jeder sorgfältigen Abklärung – vorverurtei-

lend verlauten liess, die *Weltwoche*-Berichterstattung sei «unzulässig». Ein «aktueller Zusammenhang» sei nicht gegeben, so von Burg gegenüber der Zeitung *Sonntag*.

Aufarbeitung, aber nicht bei sich selber

Der Befund erstaunt. Seit wann ist es nicht mehr «aktuell», die verdrängte Geschichte des Schweizer Linksextremismus und eines ihrer einflussreichsten «Vordenker» (*Die Wochenzeitung [Woz]* über Strehle) aufzuarbeiten? Die «Aufarbeitung» der Vergangenheit ist eines der grossen Postulate nicht nur der historischen Forschung, sondern auch des Journalismus und insbesondere des Journalisten Res Strehle, der sich immer wieder mit Phänomenen der Geschichte beschäftigte, wenn auch nicht der eigenen.

Kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist journalistische Pflicht. Presse-

rats-Präsident von Burg sieht es offensichtlich anders. Doch sein Wink mit dem Rotstift scheint in weiten Journalistenkreisen überflüssig zu sein. Kollegen aus Presse und TV überbieten sich geradezu darin, die historischen Fakten zu Strehles linksextremer Vergangenheit in Ulk und Unernst aufzulösen. Von lässlichen «Jugendsünden» ist in Kommentaren und Blogs die Rede – wenn überhaupt. Eine vertiefte Auseinandersetzung findet nicht statt. Der Medienkolumnist der NZZ, Rainer Stadler, geht auf den Kern – die persönliche wie geistige Nähe des heutigen *Tagi*-Chefs zu Attentätern, seine publizistische Rechtfertigung politischer Gewalt – nicht ansatzweise ein. Sandro Brotz («Rundschau» des Schweizer Fernsehens) twittert, er «gestehe präventiv, zirka 1982 von der Polizei wegen Velofahrens ohne Licht gebüsst worden zu sein». Sein «Tagesschau»-Kollege Erwin Schmid schreibt, er habe «nächtelang im besetzten Wohlgroth abgetanzt. Bekomm' ich jetzt auch einen *Weltwoche*-Artikel?» Und Viktor Jacobbo, immerhin Komiker, fragt in Anspielung auf das *Weltwoche*-Strehle-Cover, ob sein *Tagi*-Abo ihn nun auch in «irritierende Nähe» zu Bombenlegern und linken Extremisten bringe. Der einhellige Tenor in der Szene lautet: harmlos, irrelevant, passé.

«Aus politischen Gründen abgekühlt»

Die Twitterer, Kritiker und Kommentatoren gehen etwas schnell über die Angelegenheit hinweg. Der landesweit bekannte Chefredaktor einer der grössten Schweizer Tageszeitungen verkehrte nachweislich mit Terroristen und hatte engste Kontakte in die gewalttätige und gewaltbereite Szene. Er rechtfertigte als längst Erwachsener Gewaltakte im Namen marxistisch-leninistischer Ideale. Strehle selber streitet ab und weist die Fragen von sich, obwohl Dokumente klar belegen, wie irritierend nahe er sich am linksextremen Rand bewegte.

Wie kam der jetzige *Tagi*-Chef und heute feinfühligere Kommentator des Zeitgeschehens auf seine menschenverachtenden Ideen? Weshalb hielt er so lange an ihnen fest? Hat er sich je von ihnen verabschiedet? Antworten auf solche Fragen wären nicht nur im Sinn der vielgerühmten «Vergangenheitsbewältigung» hilfreich; sie sind – anders als dies der Presse-rats-Präsident darstellt – auch hochrelevant für die Beurteilung dessen, was der *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor und sein Blatt heute Tag für Tag schreiben. Strehle füllt virtuos die Rolle eines moralisch-politischen Linienrichters aus, der die «Grenzen des gesellschaftlich diskutierbaren» festlegt. Oder man nehme die Schatten des Zweiten Weltkriegs: Zu Recht fordert der *Tages-Anzeiger*, auch in diesen Tagen wieder, die kritische Beschäftigung der Schweiz mit der Weltkriegsvorgeschichte. Umso weniger leuchtet ein, dass die Unmittel-

Dokument

«Konsequenter Kampf für den Sozialismus»

In der *Wochenzeitung* vom 5. 3. 1993 schrieb Res Strehle folgenden Nachruf auf die Schweizer Terroristin Barbara Kistler.

«Weihnachten 1991 war sie letztmals hier, aber es war klar, dass sie so rasch wie möglich zurück wollte. Im Mai des vergangenen Jahres erhielt ihre Mutter noch ein Telefon, seither haben wir von Babs nichts mehr gehört – ausser, dass sie untergetaucht war irgendwo in der Türkei oder Kurdistan. Mitte Februar hören wir, dass sie tot ist, gestorben an schweren Verletzungen nach einem Feuergefecht mit der türkischen Armee in den Bergen oberhalb von Tunceli.

Babs ist tot, weg, ein Freund sagt, es komme ihm vor, wie im Wasserwirbel verschwunden, wenn sich eine Badewanne ganz leert. Sie ist nicht im Bett gestorben, wie es ihr grösster Horror war, sondern mit der Waffe in der Hand, wie es ihr Wunsch war, aber viel zu früh, mit 37 Jahren. Sie lebt weiter in den Erinnerungen von GenossInnen und FreundInnen, die mit ihr einen Teil ihres politischen Weges gegangen sind, beeindruckt von ihrer Geradlinigkeit und Integrität, auch wenn sie vor drei Jahren ihren eigenen Weg einschlug, auf dem ihr niemand folgte. Barbara schloss sich der maoistischen TKP-ML (Türkiye Komünist Partisi – Marksist-Leninist) an, kämpfte in deren bewaffnetem Arm «Tikko» als einzige Ausländerin. Wie sie als Revolutionärin aus den Metropolen dazu komme, in der Türkei zu kämpfen, wird sie kurz vor ihrem Tod in einem Interview mit der Zeitschrift «Yeni Demokrasi» gefragt. Ob sie als Revolutionärin nicht in ihrem eigenen Land kämpfen müsse? Barbara antwortet, es gehe darum, den Imperialismus am schwächsten Glied seiner Kette anzugreifen, und das war nach ihrer Einschätzung die Bruchstelle in Nah- und Mittelost, insbesondere die Türkei. Sie weist auf die engen Wirtschaftsbeziehungen zur Schweiz hin, auf die Narcotraffic-Gelder, die Bührlé- und Contraves-Waffen der türkischen Armee.

Und Barbara erwähnt auch die enge internationale Zusammenarbeit der Ermittlungsbehörden, wie sie sie selber nach ihrer Verhaftung im Mai 1991 erlebt hatte. [...] Die Schweizer Bundesanwaltschaft jedenfalls hat nichts zu ihrer Sicherheit beigetragen, im Gegenteil, sie sah sich ausgerechnet in jenem Moment dazu veranlasst, die türkischen Ermittlungsbehörden darauf hinzuweisen, dass gegen Barbara in der

Schweiz ein Ermittlungsverfahren wegen Sprengstoffbesitzes laufe. [...]

Barbara hatten die Staatsschützer im Auge, seit sie als Fünfzehnjährige im Bunker aufgetaucht war. Sie war damals noch in der Schule, begann danach eine Buchhändlerlehre, die sie nach einem Jahr abbrach, weil sie Bücher lieber las als verkaufte. Mit siebzehn Jahren wird sie nach dem Auffliegen der konspirativen Wohnung an der Bändlistrasse in einer Landkommune in Rorbas erstmals verhaftet. Ihr damaliger Freund wird verdächtigt, Verzögerungszünder an die deutsche Rote-Armee-Fraktion (RAF) geliefert zu haben. Drei Wochen sitzt Babs in Untersuchungshaft, aber es ist – im Unterscheid zu «bestandenen» Linken im Umfeld der Bändlistrasse – kein Wort aus ihr herauszubringen.

«Ich lebe für den Sozialismus», sagt sie in jener Zeit zur Jugendzeitschrift «Pop» als Beitrag in einer Serie über Jugendliche. Nach dem emotionalen Einstieg in den Bunker («der einzige Ort ohne Konsumzwang») politisiert sie sich an den damaligen zentralen Themen: am Häuserkampf an der Venedigstrasse, an der Heimkampagne gegen den Jugendknast in Uitikon, Vietnam und Chile. Am Beispiel Chile erlebt sie im Herbst 1973 die Grenzen eines friedlichen Übergangs zum Sozialismus: «Durch die Konfrontation mit der Polizei wurde ich schon früh mit der Frage der Gewalt konfrontiert. Ich glaube, dass man da zuerst einmal von der Gewalt zu sprechen hat, die die Gesellschaft anwendet, um aus Kindern sogenannte Bürger zu machen. Oder jene Gewalt, die gebraucht wird, um zu verhindern, dass Jugendliche und Arbeiter ihre Interessen verteidigen. Denkt nur an Chile. [...] Einen Fehler haben die chilenischen Arbeiter allerdings auch gemacht: Anstatt sich abschlagen zu lassen, hätten sie sich auf den bewaffneten Kampf mit den Schergen der Kapitalisten vorbereiten müssen! So gesehen ist die Gewalt der Linken fast immer Gegengewalt.» («Pop», 1/74)

Babs gründet die Rote Hilfe mit, nimmt Kontakt auf mit politischen Gefangenen in der Schweiz. Danach folgt der 18. 10. 77, die für viele prägenden Ereignisse in Stammheim mit der Erfahrung des Mordes als Mittel staatlicher Politik. Babs wird zehn

» Fortsetzung auf Seite 36

Jahre später verhaftet, als am Jahrestag der Stammheimer Ereignisse eine Rauchpetarde in die Schweizer Niederlassung von Mercedes-Benz geworfen wird, und kassiert dafür 14 Tage bedingt. Während den verschiedenen Hungerstreiks unterstützt sie den Kampf der politischen Gefangenen um Zusammenlegung. Während Jahren macht sie Knastbesuche. Rolf Clemens Wagner, den in der Schweiz verhafteten Gefangenen aus der RAF, darf sie erst besuchen, nachdem er 1981 in die BRD verlegt wird. In der Schweiz wird ihr Besuchsantrag nicht genehmigt, weil sie auf einer schwarzen Liste figuriert. 1980 beteiligt sich Babs an der Neugründung des Komitees gegen Isolationshaft (KGI), ein Jahr später initiiert sie auch die Herausgabe der Zeitschrift «Subversion». Mit dieser Zeitschrift soll Raum eröffnet werden für authentische Dokumente kämpfender Parteien und Gruppen. In dieser Zeit überlegt sie, sich dem Befreiungskampf des palästinensischen Volkes anzuschliessen.

1987 beteiligt sich Babs massgeblich an der Kampagne gegen die Feiern zum fünfzigjährigen Jubiläum des Arbeitsfriedens in der Schweizer Maschinen- und Metallindustrie. Eine Vorbereitungssitzung der Gewerkschaften wird gestört, bei BBC-Baden werden Flugblätter an die Beschäftigten und in die Haushalte verteilt. Die Reaktion draussen ist teilweise überraschend positiv, aber es gelingt kaum, die Bruchposition drinnen in den Betrieben zum Thema zu machen. «In den Metropolen ist die revolutionäre Bewegung ziemlich rückständig geblieben», sagt Babs im erwähnten Interview mit der Zeitschrift «Yeni Demokrasi», fügt aber an: «Das ist vorübergehend.» Ändern soll sich das durch den Aufbau einer gemeinsamen internationalen Perspektive, dafür sucht sie den Kontakt zu kurdischen und türkischen Organisationen. [...]

Auch im Sterben hat sie diese Kollektivität erfahren. Nach dem dreitägigen Gefecht hat sich die «Tikko»-Gruppe mit drei Toten und dreissig zum Teil schwer verletzten KämpferInnen zurückziehen können. Babs ist nicht in die Hände der Armee gefallen, wenigstens das nicht. Mit der Konsequenz ihres Handelns hat sie für viele GenossInnen und FreundInnen einen Massstab gesetzt. Barbara presente!»



Duktus der RAF: Schiesserei im Shopville, Zürcher Hauptbahnhof, 1979.

barvergangenheit des Chefredaktors kein Thema sein dürfe. Es geht letztlich um die Glaubwürdigkeit Strehles – und die seines Blatts. Mottet und schwelt das extremistische Gedankengut unterschwellig weiter? Wer, wie es Strehle unablässig tut, im öffentlichen und politischen Diskurs «Moral» und «Transparenz» einfordert, kann dieselben Massstäbe bei seiner eigenen Biografie nicht ernsthaft verweigern.

Wer ist Res Strehle?

Eine unverdächtige Zeugin ist Marianne Fehr, ehemalige Journalistin der von Strehle mit gegründeten linken *Wochenzeitung* (*Woz*) und Biografin des Publizisten Niklaus Meienberg. Fehr beschreibt, wie sie Strehle 1988 zu einem Essay im Meienberg-Band «Biederland und die Brandstifter» gewinnen wollte. «Vorgesehen war eigentlich auch ein Buchbeitrag von Res Strehle, eine Kritik von links», so Fehr. Schon dies ist aufschlussreich. Meienberg positionierte sich damals selber zwischen dem «äusseren linken Rand der Sozialdemokraten», den POCH und, wörtlich, den «Trotzkisten». Doch Strehle ging diese Linksaussenposition zu wenig weit. Die beiden Freunde, die zuvor mehrere Jahre zusammen gewohnt hatten, entfremdeten sich über diesen ideologischen Unterschieden. Fehr: «Strehles Verhältnis zu Meienberg hat sich seit 1984 vor allem aus politischen Gründen stark abgekühlt. Bevor er seinen Text schreiben will, sollen die Differenzen auf den Tisch kommen. Im Gespräch kritisiert Strehle Meienbergs Abgrenzung von linksradikalen Positionen.»

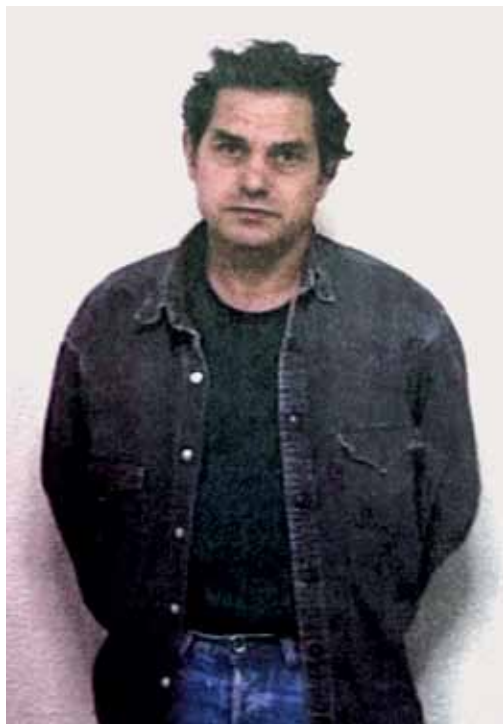
«Linksradikal» hiess innerhalb der extremen Linken, dass man den Terror befürwortete, dass man die Überzeugung vertrat, der kommunistischen Revolution sei mit ziel-

ten Morden an Repräsentanten des demokratischen und marktwirtschaftlichen Systems auf die Sprünge zu helfen – wie das etwa die Rote-Armee-Fraktion (RAF) in Deutschland tat. Entlang der Terror- und Gewaltfrage verlief die Trennlinie. Strehle wandte sich von Meienberg ab, weil dieser Attentate wie diejenigen auf den deutschen Generalstaatsanwalt Siegfried Buback oder Arbeitgeberpräsident Hanns Martin Schleyer ablehnte. Meienberg nannte die Terrorstrategie «trottelhaft», was Strehle nicht goutierte. Noch einmal Fehr: «Meienberg distanziert sich einmal mehr von der «Trottelhaftigkeit» von Gruppen wie der deutschen RAF oder der Brigade Rosse, die glauben, mit punktuellen Morden einer revolutionären Bewegung Vorschub leisten zu können.»

Bortone war kein Einzelfall

Weil Meienberg vom Terror nichts wissen wollte, wandte sich Strehle von ihm ab. Dabei handelte es sich nicht nur um eine akademische Diskussion unter exzentrischen Linken. Strehle pflegte engen persönlichen Umgang mit rechtskräftig verurteilten Terroristen. Und er rechtfertigte die Gewalttaten in zahlreichen Artikeln. In seiner Wohngenossenschaft an der Neptunstrasse am Fuss des Zürichbergs habe er mit dem italienischen Terroristen Nicola Bortone, einem prominenten Mitglied der Brigade Rosse und ehemaligen Freund von Andrea Stauffacher (Revolutionärer Aufbau), «Wand an Wand» gelebt, wie eine intime Quelle sagt.

Bortone wurde am 18. September 2001 in Abwesenheit von der Corte di Assise di Roma zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Hat der heutige *Tagi*-Chef in den 80er Jahren gar einen international gesuchten Terroristen ver-



Ausgeliefert: Rotbrigadist Bortone, 2002.

steckt? Warum spricht er bis heute nicht offen darüber? Auch wenn Bortone Strehle gegenüber seine wahre Identität verschleiern sollte, ist es sehr unwahrscheinlich, dass Strehle nicht gewusst hat, wen er vor sich hatte. Bortone konnte in Zürich auf willige Helfer zählen, die alle aus dem Umfeld stammten, in dem sich auch Strehle bewegte.

Und Bortone war kein Einzelfall. Auch der Schweizer Jürg («Jüre») Wehren, 1983 vom Bezirksgericht Zürich wegen «Besitz von Sprengstoff in verbrecherischer Absicht im terroristischen Umfeld» zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt, soll zeitweilig Unterschlupf an der Neptunstrasse gefunden haben. Selbst nach dessen Verurteilung hielt Strehle an der engen Zusammenarbeit mit Wehren fest. Aus dem Gefängnis heraus illustrierte der Terrorist 1985 Strehles Buch «Damengambit». Dasselbe gilt für die ebenfalls zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilte Wehren-Komplizin Claudia Bislin. Die *Woz* brachte am 4. Februar 1983 ein aufschlussreiches «offenes Wort» von Bislin. Aus dem Gefängnis heraus riet die Terroristin: «Wenn sie zu dir kommen und sagen: «Bereue!», dann gibt es nur eins: Sag nein!» Der heutige *Tages-Anzeiger*-Chef scheint den Rat der einstigen Kampfgefährtin beherzigt zu haben.

Strehle nahm innerhalb der *Woz*-Redaktion die Rolle eines Fürsprechers und einer Ansprechperson von Brandstiftern und Figuren aus der militanten Szene wahr. Das illustriert ein Vorfall von Mitte August 1984. Militante AKW-Gegner verübten damals, nebst anderen gewaltsamen Attacken, einen Brandanschlag auf das Ferienhaus von Nagra-Präsident Rudolf Rometsch. Zur Untat bekannte sich eine Gruppe, die sich «Atomic Rometsch» nannte. Umgehend veröffentlichte die *Woz* ein ganz-

Dokument

«FP 25»

Strehle erklärt und rechtfertigt in der *Wochenzeitung* vom 10. 1. 1986 Terrorakte und politische Morde in Portugal.

«Die Forças Populares 25 Abrile (FP 25) wurden am 20. April 1980 gegründet. Sie verstehen sich als Teil des Klassenkampfes und Fortsetzung dieses Kampfes mit anderen Mitteln vor dem Hintergrund der langen Tradition des bewaffneten antifaschistischen Kampfes in Portugal. So hatte schon die *Vereinigte Linke der Revolutionären Aktion* (LUAR) Mitte der sechziger Jahre den Kampf gegen Portugals Kolonialarmee und die NATO aufgenommen. Zu Beginn der siebziger Jahre nahmen auch die Revolutionären Brigaden den bewaffneten Kampf gegen den Kapitalismus und seinen faschistischen Staat auf. (Zeitweilig gingen in dieser Zeit auch einzelne bewaffnete Aktionen gegen die portugiesische Armee vom militanten Arm der orthodox-kommunistischen PCP aus). LUAR und Revolutionäre Brigaden lösten sich später in den FP 25 auf.

Revolutionäre Gewalt ist für die FP 25 die Antwort auf die Repression des Staates, die den Arbeitern aufzeigen soll, dass es auch andere Formen des Klassenkampfes gibt. Als Organisation innerhalb der Arbeiterkämpfe suchen die FP 25 keine direkte Konfrontation mit dem Repressionsapparat. Vielmehr geht es darum, die Arbeiterkämpfe bewaffnet zu stärken. Gleichzeitig führen die FP 25 den anti-imperialistischen Kampf gegen die Beherrschung Portugals durch die NATO und den US-Imperialismus.

Vor diesem politischen Hintergrund sind die militärischen Aktionen der FP 25 zu verstehen: Erschiessung von Unternehmern, Grossgrundbesitzern, Aktionen gegen die NATO und Geldbeschaffung. Nach einer Phase der bewaffneten Propaganda schritten die FP 25 in den vergangenen drei Jahren zur operativen Phase:

6. 12. 82 — Erschiessung des Unternehmers Monteiro Pereira

19. 10. 83 — Anschlag gegen das Arbeitsministerium

7. 2. 84 — Erbeutung von umgerechnet 2 Mio. Franken in Lissabon

30. 4. 84 — Anschlag gegen einen Grossgrundbesitzer

30. 5. 84 — Erschiessung des Unternehmers Canha E Sa

1. 6. 84 — Anschlag gegen den Unternehmer Arnaldo Freitas

24. 9. 84 — Anschläge gegen die Häuser von drei Grossgrundbesitzer

15. 9. 84 — Anschlag gegen eine Filiale der Bank «Credit franco-portugais»

29. 9. 84 — Anschlag gegen einen Unternehmer in Barcelos

25. 11. 84 — Handgranaten gegen die US-Botschaft in Lissabon

13. 1. 85 — Anschlag gegen einen Richter aus dem Otelos-Prozess

28. 1. 85 — Mörserangriff gegen NATO-Kriegsschiffe in Lissabon

29. 1. 1985 — Anschlag gegen den Unternehmer Cabanelas

1. 2. 85 — Aktion gegen Militärbasis in Beja, wo BRD-Militärs übten

11. 4. 85 — Anschlag gegen das Bauamt in Porto

17. 7. 85 — Erschiessung des «Arrendados» Barradas

21. 9. 85 — Gefängnisausbruch von zehn Genossen

12. 12. 85 — Klandestine Pressekonferenz in Lissabon

Insgesamt haben die FP 25 für rund siebenzig Aktionen die Verantwortung übernommen. Die Aktivitäten der FP 25 erfolgen nicht isoliert von anderen Formen des Klassenkampfes. Die FP 25 kämpfen für die Zerstörung des kapitalistischen Staates durch eine sozialistische Revolution, die sich in allen Strukturen der Arbeiter durch den lang andauernden täglichen Kampf entwickelt.»

seitiges Videospiele der Gruppe, bei dem man mittels einer Serie von Gewaltakten Punkte «gegen das System» sammeln konnte: «25 Sprengstoff-Kerzen gehen an die Ständeräte», «Anschlag auf Mast in Graben», «Anschlag auf Sulzer AG», und so fort. Am Schluss heisst es: «Wir sind am Ziel. Noch rasch den schwarzen Koffer ausgepackt – das neue, handliche Flamvit erledigt die Aufgabe von selbst.» Das Spiel mit dem Terror ist Realität geworden. «Die blauen Augen der Revolution blitzen vor not-

wendiger Grausamkeit»: Die Jubelzeile des französischen Dichters Louis Aragon über den Stalinismus könnte damals auch Res Strehle elektrisiert haben.

Zwei Ausgaben später interviewt Strehle einen der Brandstifter – eine journalistische Leistung, die nur deshalb zustande kommen konnte, weil Strehle ein vertrauenswürdiger Gesprächspartner für die Gesetzesbrecher war. Offensichtlich kannte man sich, Strehle redet den «anonymen Sprecher» der Gruppe ver-



Zweimal lebenslänglich: RAF-Terrorist Wagner.

traulich mit «du» an. Den Lesern präsentiert sich der Interviewer als eine Art verlängerter PR-Arm der Brandschatzer, die auch Autos «führender Vertreter der Energielobby» (Strehle) angezündet hatten. «Rometschs Haus brannte bis auf die Grundmauern nieder», berichtet der verständnisvolle Journalist. In einem Videofilm demonstrierte die Gruppe, «wie so etwas gemacht wird». Fragesteller Strehle – nicht etwa der Brandstifter – bedauert, das sich gemässigte Anti-AKW-Organisationen «gegenwärtig noch stets postwendend von militanten Aktionen» distanzieren. Für Strehle tut sich offenbar eine revolutionäre Perspektive auf: Er erhofft sich eine «Radikalisierung auch unter Gemässigten». Anschläge und politische Gewalt dienen seiner Ansicht nach dazu, diese Radikalisierung voranzutreiben. Sind diese Hintergründe tatsächlich bedeutungslos, wenn der *Tages-Anzeiger* heute unter Chefredaktor Strehle die «AKW-Lobby» kritisiert oder die «Energie-wende» begrüsst? Es wäre zu diskutieren.

Bundesrat: «Enge Beziehungen»

Wichtig bei der Beurteilung seiner Positionen und Texte bleiben Strehles damaliges Alter sowie sein Bildungs- und biografischer Hintergrund. Von «Jugendsünden», wie seine Verteidiger einwenden, kann keine Rede sein. Strehle war 1984 ein 33-jähriger Akademiker, mit einem Dokortitel in Ökonomie der Hochschule St. Gallen in der Tasche. Sein Vater war ein angesehener Anwalt aus besten Zürcher Kreisen. Kollegen beschreiben Res Strehle als hochintelligenten, sensiblen und überaus gewissenhaften Zeitgenossen, der sich keine Sekunde einen Kontrollverlust erlaube und seine Emotionen stets im Griff habe. Sein Engage-

ment für Leute, die Bombenattacken und Brandstiftungen als notwendige Massnahmen zur Durchsetzung ihrer politischen Vorstellungen betrachteten, war Ausdruck tiefster und schriftlich dokumentierter Überzeugungen. Die radikale Phase dauerte mindestens fünfzehn Jahre.

Noch im Januar 1993, mit über vierzig Jahren, lobte Strehle in einem Nachruf in der *Woz* die Schweizer Terroristin Barbara («Babs») Kistler, der er «nahestand» (*Woz*), für ihren «konsequenten Kampf für den Sozialismus» (siehe Nachdruck S. 35). Kistler verfolgte eine Gewaltkarriere, seit sie fünfzehn war. Sie gehörte zum Umfeld der Gruppe Bändlistrasse, die aktiv die deutsche RAF unterstützte. Kistlers damaliger Freund war ein Technikfreak und lieferte Zünder an die deutschen Terroristen. «Anfang der Siebzigerjahre gab es enge Beziehungen zwischen der linksanarchistischen Gruppe Bändlistrasse in Zürich zur Baader-Meinhof-Gruppe in Deutschland», schrieb der Bundesrat im Jahr 2002 nach den Anschlägen von 9/11 in einer Gefährdungsanalyse zuhanden des Parlaments. Auch im Erwachsenenalter setzte sich Kistler weiter für RAF-Terroristen ein, besonders für Rolf Clemens Wagner, der in der BRD wegen diverser Terrorakte, darunter die Ermordung des Managers Hanns Martin Schleyer, zu zweimal lebenslänglich verurteilt worden war. Kistler wollte ihr Idol im Gefängnis besuchen. In seinem Nachruf kritisiert Res Strehle nicht etwa die mörderische Gewalt, sondern die Schweizer Behörden, weil sie Kistler nicht erlaubten, Wagner aufzusuchen. Unerwähnt lässt Strehle, warum Wagner in der Schweiz einsass. Nach einem Banküberfall mit weiteren RAF-Mit-

Solche Formulierungen rufen einen klassischen Topos des Antisemitismus auf.

gliedern kam es am 19. November 1979 im Shopville unter dem Zürcher Hauptbahnhof zu einer Schiesserei, bei der eine Passantin starb und ein Polizist verletzt wurde. Wagner wurde noch am selben Tag verhaftet.

Es ist bezeichnend für die Verblendung des glühenden Linksextremisten: Das Mitgefühl des Nachruf-Schreibers Strehle gehört nicht den Opfern, die aus seiner Sicht wohl dem historisch notwendigen Durchbruch des Sozialismus entgegenstanden, sondern den Tätern. Einfühlsam beschreibt der Autor, wie sich «Babs» bei der Neugründung des RAF-Unterstützerkomitees gegen «Isolationshaft» engagiert habe. Am Ende kämpfte Kistler mit einer Kalaschnikow in den Reihen der Türkiye Komünist Partisi – Marksist-Leninist (TKP-ML) in den Gebirgszonen der Osttürkei gegen den «Imperialismus». «Mit der Konsequenz ihres Handelns hat sie für viele GenossInnen und

FreundInnen einen Masstab gesetzt», bilanziert der 41-jährige Strehle im Januar 1993 dieses Schweizer Terroristenleben.

Bei solchen Betrachtungen, die bis in den sprachlichen Duktus hinein den Geist der RAF atmen, liess es Strehle nicht bewenden. In sogenannten «Kapital»-Lesekursen im Quartierzentrum Kanzlei führte er seine Klientel aus der gewaltbereiten Zürcher Autonomen-Szene ins Hauptwerk von Karl Marx ein. Strehle sei so etwas wie der «Ökonomieprofessor des schwarzen Blocks» gewesen, sagt ein ehemaliger Teilnehmer der Kurse. Auch dazu kann Strehle heute nicht stehen. In einem Interview mit der Medienzeitschrift *Klartext* im Jahr 2007 beteuert er überraschend: «Und ich selber war nie Marxist. Ich bin ein Anhänger der Politischen Ökonomie.»

Befremdlich ist schliesslich, was Strehle – mit der bereits damals terroristisch verstrickten Barbara Kistler als Co-Autorin – in der *Woz* vom 15. Oktober 1982 über Israel und die Juden formulierte. Das journalistische Gespann widmete sich in einem ausführlichen Artikel der «nahöstlichen Gratwanderung des Schweizer Kapitals» (so der Titel des Beitrags). Kollegin Kistler hatte sich kurz zuvor «dem Befreiungskampf des palästinensischen Volkes», wie es Vordenker Strehle ausdrückte, anschliessen wollen. Die Fronten im hochkomplizierten Nahostkonflikt waren für die Radikallinke klar abgesteckt. In Umkehrung der realen Geschehnisse schrieben Strehle/Kistler in ihrem *Woz*-Artikel von 1982 nicht nur von einem «mörderischen Gründungskrieg» Israels gegen «die Einwohner Palästinas und die arabischen Nachbarstaaten» (in Tat und Wahrheit ging der erste Nahostkrieg von der arabischen Seite aus). Die harte, dogmatische Sprache des linken Antikapitalismus bediente sich auch offen antisemitisch gefärbter Versatzstücke. In einem Abschnitt, der sich vorgeblich mit Antisemitismus in der Schweizer Wirtschaft befasst, greifen die israelfeindlichen Autoren selber in den Giftschrank: «Prominente Juden im Dienste des Grosskapitals», schreiben Strehle/Kistler, «verbergen ihre Herkunft, um die Exportinteressen ihrer Firma nicht zu gefährden.» Gemünzt war der Vorwurf explizit auf den Schweizer Atomkraftbefürworter und «Energiepapst» Michael Kohn.

«Juden im Dienste des Grosskapitals»? Was immer sich Strehle dabei gedacht haben mag: Solche Formulierungen rufen einen klassischen Topos sowohl des rechten wie des linken Antisemitismus auf: das Bild des durchtriebenen, feigen Juden, der seine Identität verschleiert, um Profite zu machen. Vielleicht nicht die Autodidaktin Kistler, aber der 1978 promovierte Dr. oec. HSG Res Strehle muss sich im Klaren gewesen sein, an welche sprachlichen und geistigen Traditionen er damit anknüpfte. ○



Bildung

Wahrheit und Einsicht

Die Berufslehre gerät von akademischen Kreisen in die Kritik. Doch braucht die Schweiz tatsächlich mehr Gymnasiasten und Studenten?

Ein Essay von Stephan Schleiss

Alt Nationalrat Rudolf Strahm (SP) verdanken wir die aufschlussreiche Beobachtung, dass Ernst Buschor bei der Denkfabrik Avenir Suisse als Berater wirkt. Dort sei er, so Strahm, die treibende Kraft hinter der Kritik an der Berufslehre. Kritik an der Berufslehre? Spätestens hier reibt man sich die Augen. Zu einem Zeitpunkt, da viele Länder in unserer unmittelbaren Nachbarschaft schmerzhaft lernen, dass sie mit der Akademisierung ihrer Bildungswelt auf dem Holzweg sind (teilweise sind über 50 Prozent der Jugendlichen arbeitslos), sägt Herr Buschor am Schweizer Bildungsbaum.

Kritik an der Berufslehre und am dualen Ausbildungssystem ist zwar nicht neu und im Welschland gar verbreitet, aber bei Avenir Suisse erfolgt diese zum ersten Mal mit wirtschaftswissenschaftlichem Anstrich. Kritik von dieser Seite an der arbeitsmarktlich und wirtschaftlich überlegenen Berufslehre – das ist allerdings neu. Stichhaltig wird die Kritik aber auch mit diesem Anstrich nicht. Hier wäre es eigentlich an den Geldgebern aus der Wirtschaft, der Denkfabrik das Denken beizubringen.

Aber nicht nur Ernst Buschor, auch andere haben sich aufgemacht, das bewährte Schweizer Nebeneinander von Berufsbildung und Allgemeinbildung in Zweifel zu ziehen. Wie immer, wenn etwas Bewährtes auf den Kopf gestellt werden soll, finden sich wortreich die Verkünder einer neuen Zeit ein.

Einer, der sich bei diesem Unterfangen besonders hervortut, ist Philipp Sarasin von der Uni Zürich. Seine Forderung ist einfach, er will mehr Maturanden und weniger Lehrlinge. Auch was er sich davon verspricht, ist einfach: eine klügere Bevölkerung, weniger Akademiker aus dem Ausland und – wie eigentlich immer, wenn es ums Schrauben am Bildungssystem geht – mehr Bildungsgerechtigkeit. Doch der Reihe nach.

Beginnen wir mit der klügeren Bevölkerung. Eine klügere Bevölkerung würde natürlich viel stärker auf die Uni Zürich als auf ihr Bauchgefühl hören. Sinnvoll wäre das vor dem Hintergrund der Vorläufigkeit und Kontextabhängigkeit vieler wissenschaftlicher Befunde nicht. Beide Systeme, Politik und Wissenschaft, leisten wichtige gesellschaftliche Beiträge. Die Wissenschaft kann aber nicht die

Aufgabe der Politik übernehmen, verbindliche und dauerhafte Entscheide herbeizuführen.

Wahrheit und Einsicht – das Ziel aller Wissenschaft – sind nicht einfach da und für ein paar Eingeweihte erkennbar, auch wenn uns dies die Frank A. Meyers, Philipp Sarasins oder auch die Club Helvétique dieser Welt glauben machen wollen. Wahrheit und Einsicht werden durch Menschen gemacht. Erkenntnis ist abhängig von Raum und Zeit. Skepsis gegenüber wissenschaftlichen Befunden und wis-



«Kein Abschluss ohne Anschluss.»

senschaftlichen Forderungen an die Politik ist damit Pflicht. Eine solche Aussage wird in einigen Kreisen bereits als akademikerfeindlich eingestuft. Bei Sarasin heisst das sogar «traditionelle Akademikerfeindlichkeit». Dabei ist Skepsis ein Muss. Diese Skepsis wäre aber sicher nicht Gegenstand einer Allgemeinbildung à la Sarasin; und das gute Bauchgefühl schon gar nicht.

Die Akademiker aus dem Ausland sind Prof. Sarasin ein zweiter Dorn im Auge. Der Ansatz Sarasins, selber mehr Maturanden hervorzu- bringen, ist allerdings eine teure Symptom- kämpfung und löst das Problem nicht. Der Ruf

nach einer akademischen Selbstversorgung der Schweiz ist etwa ähnlich verwegen, wie es der Ruf nach einer landwirtschaftlichen Selbstversorgung der Stadt Zürich wäre. Das Wirtschaftswunderland Schweiz hat einen Akademikerbedarf, der vor allem im Bereich der exakten Wissenschaften das einheimische Potenzial weit übersteigt. Hier ist Realitäts- sinn angebracht. Die Qualität, die wir brauchen, können wir nicht in der geforderten Quantität produzieren. Eine gymnasiale An- bauschlacht à la Sarasin würde die universitäre Rösti nicht besser machen.

Viel wichtiger ist die Frage, weshalb wir für immer mehr Ausbildungen überhaupt eine Matura vorschreiben. Dort müsste der bildungspolitische Hebel angesetzt werden. Unser Leben wird nämlich nicht immer komplexer, wie uns das die Vertreter der Bildungs- industrie weismachen wollen. Täglich komplexer wird nur die Bildungsindustrie – und teurer notabene.

Damit sind wir bei der Bildungsgerechtigkeit angelangt. Das selektive Schweizer Schulsystem ist der dritte Dorn in Philipp Sarasins Auge. Selektion ist aber nichts Schlechtes, sondern etwas Gutes. Im Schweizer Schulsystem ist Selektion nämlich nichts Endgültiges. Nach dem Motto: «Kein Abschluss ohne Anschluss» bleibt in der Schweiz jeder Bildungsweg nach oben offen. Damit gelingt dem Schweizer Schulsystem das, was in vielen anderen Schulsystemen weltweit ein leeres Versprechen bleibt: Es schafft gleichzeitig Fundamente und Chancen. Darin kann ich keine Ungerechtigkeit erkennen. Im Gegenteil.

Eine späte schulische Selektion, das zeigt zum Beispiel ein Blick nach Deutschland ganz eindeutig, erhöht nur die Fallhöhe für die Betroffenen. Zu einem Zeitpunkt, da viele Schweizer Jugendliche bereits einen Lehrabschluss im Sack haben und für sich selber sorgen können, stehen in später selektionierenden Systemen viele Jugendliche vor dem Nichts. Wo genau Philipp Sarasin hier Bildungsgerechtigkeit erkennen kann, ist und bleibt mir schleierhaft.

Stephan Schleiss ist Zuger Bildungsdirektor und SVP-Politiker.



Fixpunkt im Europaprogramm: asiatische Touristen auf dem Titlis.

Der gute Glaube des Bösewichts

Der Buchhalter der Titlis-Bergbahnen unterschlug zehn Millionen Franken, um in Fernost zu investieren. Das angeblich sichere Geschäft entpuppte sich als Betrug. Beim Arbeitgeber mangelte es an Kontrolle. *Von Christoph Landolt*

Auf dem Gipfel, auf 3020 Metern über Meer – oder 10 000 Feet, wie die Marketingleute grosszünftig aufrunden –, drängeln die Chinesen aus der rotierenden Gondel der Titlisbahn. Die einen suchen den Ausgang, zum Schnee. Andere ziehen sich im 2. Stock für ein «Traditional Swiss Photo» eine Sennenkutte über und greifen nach dem Alphorn. Der grösste Trubel aber herrscht im 3. Stock, bei Omega und Breitling. Die Chinesen greifen mit beiden Händen zu. Jedes Jahr tragen die Reisegruppen aus Fernost Millionen von Franken auf den Titlis.

Diesen Donnerstag geht es vor dem Obwaldner Kantonsgericht darum, wie die Millionen den umgekehrten Weg finden konnten, nach Macau, auf Konten der Hongkong and Shanghai Banking Corporation. 10,4 Millionen Franken der Titlisbahnen wurden in Caduceus Medical Technologies Inc. investiert. Das Problem ist, dass die Titlisbahnen davon nichts wussten. Hinzu kommt, dass eine Firma namens Caduceus offenbar gar nicht existiert.

Die Obwaldner Staatsanwaltschaft will Arno Infanger*, den damaligen Buchhalter der Titlisbahnen, wegen mehrfacher Veruntreuung und mehrfacher Urkundenfälschung für vier Jahre ins Gefängnis schicken. Infanger ist im Wesentlichen geständig, es geht am Donnerstag einzig noch um das Strafmass, das

davon abhängen wird, ob er sich selbst bereichern oder, wie er immer sagte, seinen Arbeitgeber reicher machen wollte. In Engelberg erhofft man sich Antworten auf die grosse Frage, die alle umtreibt: Wie konnte er nur?

Arno Infanger, 37, ist der, dem sie so etwas am allerwenigsten zugetraut hätten. Er ist ein Einheimischer. Der Sohn eines Bergbauern und einer Hilfsserviertochter machte das KV auf der Gemeindeverwaltung. Er bewohnt ein Reiheneinfamilienhaus, hat eine ebenfalls einheimische Frau und zwei kleine Kinder. Er trainierte Junioren-Fussballer und hätte als FDP-Kantonsratskandidat um ein Haar eine Bisherige verdrängt. Als Präsident der Geschäftsprüfungskommission der Gemeinde sei er so pingelig gewesen, dass es fast peinlich geworden sei, heisst es. Arno Infanger, der Mann mit der Stahlbügelbrille, dem zugeknöpften Hemd und den freundlichen, braunen Augen, galt als Buchhalter im besten Sinne, als gründlich, gewissenhaft und tüchtig.

Und so einer ist in einem Dorf wie Engelberg schnell auf dem aufsteigenden Ast. Nachdem er Englisch gelernt hatte, erfüllte der Buchhalter alle Bedingungen, welche die Titlisbahnen an ihren Chief Financial Officer stellen. «Wir haben die Stelle nicht einmal ausgeschrieben», sagt Verwaltungsratspräsident Hans

Hess. «Es war klar, Infanger ist unser Mann.» Ab 1. November 2010 hätte er rund 200 000 Franken pro Jahr verdient.

566 Prozent Rendite im Minimum

Doch zuvor, im Januar 2009, trat Herr Alexander in sein Leben, per Telefon. Er stellte sich als unabhängiger Vermögensberater vor. Herr Alexander versprach ein todsicheres Geschäft. Eine Minimalrendite von 566 Prozent. Buchhalter Infanger stimmte das nicht vorsichtig, im Gegenteil. Er überwies innerhalb von drei Monaten fünfmal Geld von seinem Privatkonto, insgesamt 62 000 Franken, an Banken in Taiwan und auf den Seychellen.

Zurück kam nie etwas. Trotzdem glaubte Arno Infanger weiterhin fest an seine Traumrenditen – so fest, dass er mit fremdem Geld zu investieren begann. Er überwies 18 000 Franken vom Konto seines Arbeitgebers, dann 22 000, dann 24 000, schliesslich 1,4 Millionen aufs Mal. Bis im Juni 2010 schickte Infanger 24-mal Geld nach Asien, immer höhere Summen, insgesamt 10,4 Millionen Franken.

Um sein Tun zu verschleiern, wurde Infanger zum Fälscher. Belege liess er verschwinden, dafür fertigte er eigene Tabellen mit Transaktionen an. Seine Überweisungen nach Macau verbuchte er zunächst noch als Kredito-

renzahlungen. Später buchte er sie überhaupt nicht mehr, er bezahlte quasi mit Zahlungseingängen, die er ebenso wenig aufführte.

Infanger handelte als Einzeltäter, gewiss. Er legte eine hohe kriminelle Energie an den Tag. Doch hätte das in jeder anderen Firma auch passieren können? Diese Frage stellen sich die Engelberger ungerne.

Familiär wie in einem Handwerksbetrieb

Vordergründig gesehen, sind die Titlisbahnen, die jährlich 60 Millionen Franken umsetzen und 250 Leute beschäftigen, ein modernes Grossunternehmen, das Mitarbeiterzufriedenheits-Umfragen und Stressmanagement-Coachings kennt. Dahinter aber geht es familiär wie in einem Handwerksbetrieb zu und her. Die sechs Verwaltungsräte sind im Durchschnitt seit 26 Jahren im Amt. Der Garagist, der im Gremium sitzt, liefert Fahrzeuge, der Weinhändler Wein, der Spengler macht Bauleitungen, der Banker pflegt die Beziehungen zur Bank. Verwaltungsratspräsident und Jurist Hans Hess erbringt juristische Dienstleistungen. Der Obwaldner FDP-Ständerat hat den Vorsitz von Vater Josef Hess geerbt, der hauptberuflich Direktor der Obwaldner Kantonalbank (OKB) war, bis heute die Hausbank der Titlisbahnen. Einzige Verwaltungsrätin ohne geschäftliche Beziehungen ist Marianne Fassbind, Wirtschaftsexpertin beim Schweizer Fernsehen. Ihre Familie ist mit rund zwei Prozent der Anteile drittgrösste Aktionärin, hinter der Holding des früheren Inhabers der Eichhof-Brauerei und der Einwohnergemeinde Engelberg.

Auch auf Ebene der Geschäftsleitung gaben altgediente Kräfte den Ton an. CEO Albert «Bär-ti» Wyler und sein Stellvertreter und Finanzchef Gian Theler arbeiteten mehr als vierzig Jahre bei der Bahn. Sie sind dafür verantwortlich, dass Engelberg zum Fixpunkt im Europa-Programm asiatischer Touristen gehört, sie haben das Unternehmen zu einem der profitabelsten Bergbahnunternehmen Europas getrimmt. Wyler und Theler – beide inzwischen pensioniert –, verkörpern aber auch die alte Schule.



Leichtfertiges Vertrauen: Albert Wyler (l.) 1992.

Vertrauen galt ihnen mehr als Kontrolle – es nagt heute noch an ihnen, dass sie Infanger ihr blindes Vertrauen schenkten.

Zwar gilt auch bei den Titlisbahnen das Vier-Augen-Prinzip – CEO oder Finanzchef hätten jede Zahlung visieren müssen. Doch «Bär-ti» Wyler wollte mit Zahlungsverkehr nichts zu tun haben. Seine Streichliste, mit der er auf der Onlinebanking-Plattform Zahlungen hätte absegnen sollen, überliess er Infanger im vollen Wissen von Finanzchef Gian Theler. Der Buchhalter konnte also die Zahlungen, die er veranlasste, selbst autorisieren.

Eiskalte Vertuschung

Bei der Obwaldner Kantonalbank fielen die Millionenzahlungen nach China auf, im März 2010 – der Verlust lag bei rund 3 Millionen – erkundigte sich ein OKB-Mitarbeiter deshalb bei Finanzchef Theler. Dieser verwies aber an seinen Buchhalter und designierten Nachfolger. Infanger konnte den ihm persönlich be-

kannten Bankangestellten beruhigen. Die Bergbahn hat die OKB deswegen verklagt, ein Vergleich steht unmittelbar bevor.

Der Schwindel wäre aufgefliegen, wenn die Verantwortlichen ein einziges Mal den Konto-stand kontrolliert hätten. Doch Wyler und Theler begnügten sich mit den frisierten Zahlen, die ihnen Infanger vorlegte. Vierzehn Monate lang ahnten sie nichts. Erst als Theler Dividenden an Aktionäre ausschütten wollte, bemerkte er, dass nur noch 34 000 Franken auf dem Konto waren. Im letzten Moment konnte er eine weitere Millionenzahlung, die bereits angeordnet war, stoppen. Das tat er vom Bürocomputer aus.

Jeder kann sich noch an den Moment erinnern, als er zum ersten Mal von den Fehlbeträgen hörte. CEO Wyler war im Büro. Verwaltungsratspräsident Hans Hess war im Bundeshaus, es war der letzte Donnerstag der Session. Marianne Fassbind arbeitete in der «Tagesschau»-Redaktion. Die Kellnerin im Bistro bei der Talstation war am Servieren. Arno Infanger genoss mit seiner Familie den Strand auf der Baleareninsel Menorca.

Seinem fassungslosen Vorgesetzten am Telefon gab Infanger zunächst an, nicht zu wissen, wofür die Zahlungen nach Macau bestimmt seien. Er nahm den nächsten Flug nach Hause. Erst in einer persönlichen Unterredung mit Theler rückte der Buchhalter mit der Wahrheit heraus. Dass das Geld verloren ist, wollte er zu diesem Zeitpunkt noch nicht glauben. Selbst als er seine fristlose Entlassung in den Händen hielt, glaubte Infanger noch, dass die Rendite jeden Moment eintreffen musste.

Darin, in diesem guten Glauben des Bösewichts, liegt für die Engelberger das eigentlich Verstörende: Infanger ist kein Krimineller, der andere Kriminelle schon von weitem riecht. Zwar vertuschte er eiskalt berechnend, zwar nutzte er das Vertrauen skrupellos aus – gleichzeitig war er jedoch leichtgläubig wie eine demente Rentnerin, die auf einen Enkeltrick reinfällt. Der kriminellste Engelberger war der naivste von allen.

* Name geändert

ARVISA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

VALENTINSTAG AM 14. FEBRUAR 2013

FÜR DIEJENIGEN DIE SICH LEIDENSCHAFT
NICHT ENTGEHEN LASSEN

**CALON SEGUR
ST. ESTEPHE 2009**
CHF 90.70

HIGHLIGHTS DER WOCHE

- Champagne Rosé - Bollinger N.V. CHF 59.40
- Champagne Grande Année - Bollinger 2004 CHF 75.60
- Champagne Grand Brut - Perrier Jouet N.V. CHF 37.80
- Champagne Cristal Brut (Gift Box) - Roederer Louis 2002 CHF 193.30
- Champagne R de Ruinart - Ruinart N.V. CHF 45.35
- Champagne Blanc de Blancs - Ruinart N.V. CHF 64.80
- Champagne Dom Perignon - Moët & Chandon 2003 CHF 135.00
- Champagne Dom Perignon Rosé (Gift Box) - Moët & Chandon 2000 CHF 307.80

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

Hohe Kunst des Mainstreams

1,7 Millionen Schweizer hören täglich Radio SRF 1. Kein anderer Sender trifft präziser den Geschmack eines breiten, qualitätsbewussten Publikums. Gerade weil die Radiomacher darauf verzichten, krampfhaft «cool» zu wirken, sind sie es. Ein Studiobesuch. *Von Rico Bandle und Oliver Bartenschlager (Bild)*



Heimatgefühl: «Treffpunkt»-Moderatorin Sandra Schiess.

Wie stellt man ein ganzes Land zufrieden? «Nett sein. Immer nett sein. Freundlich, anständig, mitfühlend», sagt Robert Ruckstuhl, Leiter Radio SRF. Er muss es wissen. Mehr als ein Drittel der Deutschschweizer Bevölkerung schaltet täglich SRF 1 ein. Seit Jahrzehnten erastet der Sender die Vorlieben der hiesigen Bevölkerung und gestaltet ein Programm, das auf die Hörer so angenehm wohlig wirkt wie ein warmer Kachelofen.

Gemäss der gängigen Lehre dürfte ein Sender wie SRF 1 gar nicht funktionieren: Das Publikum verlange einen einheitlichen Musikstil, kurze Wortbeiträge und ein forsches Moderationstempo. Die meisten Privatsender halten sich an diese Vorgaben – SRF 1 macht genau das Gegenteil. Rocksongs werden ebenso gespielt wie Chansons oder Canzoni, selbst Instrumentalstücke laufen über den Sender, was bei fast allen Konkurrenten tabu ist. Gesprochen wird so lange, bis alles gesagt ist; am Montag wird das Programm mitten im Nachmittag durch ein einstündiges Hörspiel unterbrochen; die Nachrichtensendung «Echo der Zeit» dauert eine Dreiviertelstunde.

Dem Publikum gefällt's – oder es nimmt das gemächliche Tempo zumindest duldsam hin, wie die Zahlen belegen: SRF 1 ist mit täglich 1,7 Millionen Hörern der mit Abstand beliebteste Radiosender der Schweiz.

Die unausweichliche SRF-1-Schwelle

Es ist sieben Uhr morgens, Radiostudio Zürich, 3. Stock. Hinter der Glasscheibe am Moderatorenpult sitzt Sven Epiney. Die Nachrichten werden aus dem Studio Bern eingespielt, Epiney nutzt die Pause, um den nächsten Beitrag vorzubereiten. Es ist Schmutziger Donnerstag, Fasnachtsbeginn in der Innerschweiz, ein Pflichtanlass für SRF 1. Epiney spricht mit der Korrespondentin in Luzern, schneidet das Gespräch zusammen, wenige Minuten später schon läuft es über den Sender, inklusive Urknall und Guggenmusik.

Epiney ist der neueste Zugang bei SRF 1, zuvor war er zwölf Jahre bei SRF 3 tätig, zwei Stockwerke tiefer. Er passe perfekt zu SRF 1, sagt Ruckstuhl, man versuche, das Programm langsam und sachte zu verjüngen. Wer bisher auf SRF 1 schaltete, um den dauerfröhlichen Zappelphilippen anderer Mainstream-Sender zu entkommen, dürfte dies anders sehen. «Von der Dynamik her ist Sven sicherlich die Speerspitze von SRF 1, mehr würde es wohl nicht vertragen», sagt Moderationsleiter

Christian Zeugin. «Erstaunlich ist, dass viele Hörer meinen, die Musik sei auch jünger geworden, seit Epiney moderiert.»

SRF 1, das ist der Sender der Eltern und Grosseltern. Und irgendwann, wenn man sich dabei ertappt, wie man ihn selbst immer häufiger einschaltet, ist dies das untrügliche Zeichen dafür, dass man selber zu den Älteren gehört. Die SRF-1-Schwelle, so scheint es, ist für den Schweizer unausweichlich, sosehr er sich anfangs dagegen sträubt.

«Schacher Seppli» und AC/DC

Im Durchschnitt ist der SRF-1-Hörer 63 Jahre alt und so vielseitig interessiert, dass er jeden Marktforscher und Medienberater in die Verzweigung treiben muss. Beim legendären Freitagabend-Wunschkonzert «Nachtexpress» ist es schon vorgekommen, dass ein Anrufer den Volksmusikklassiker «Schacher Seppli» wünschte, und als der Moderator ihn darauf aufmerksam machte, dass der Titel schon gelaufen sei, sagte er: «Dann halt AC/DC.»

Wie wird man einem solchen Publikum gerecht? Bis 1979, als Roger Schawinski seinen ersten Piratensender startete, kümmerte dies die Macher noch wenig. Für den Monopolisten waren die Wünsche der Hörer zweitrangig: Die Redaktoren sahen sich als Volkserzieher, die das Publikum an der Hand nahmen und ihm zeigten, was richtig und wichtig ist. In den 1970er Jahren zerstörten gewisse Musikredaktoren noch Schallplatten mit aus ihrer Sicht zu banaler Musik, damit nicht jemand auf die Idee kommen konnte, sie abzuspielen. Oft handelte es sich genau um jene Platten, die beim Publikum besonders beliebt waren.

Schawinskis Sendestart war für den Monopolisten ein heilsamer Schock. Innerhalb weniger Monate stellte Radio DRS, wie der Sender bis Ende 2012 heiss, ebenfalls einen 24-Stunden-Testbetrieb auf die Beine – zuvor hatte man um Mitternacht die Nationalhymne abgespielt und dann bis am Morgen eine Sendepause eingelegt. Plötzlich waren die Bedürfnisse der Kundschaft auch bei DRS wichtig.

Heinrich von Grünigen war 22 Jahre Programmchef von DRS 1. Er besuchte Schawinski in Como, um zu sehen, wie das neue Radio funktionierte. «In Zürich wurde ich deswegen als Verräter angesehen. Für den Radiodirektor Andreas Blum zum Beispiel war Schawinskis Sender des Teufels.» Von Grünigen wusste, dass DRS 1 nur dann eine Existenzberechtigung hat, wenn das Programm möglichst allen Leuten gefällt. Und so fuhr er mit seinem damaligen Musikchef Willy Bischof durchs Land, von Beiz zu Beiz, um zu erkunden, welche Musiktitel in den Jukeboxes am häufigsten gewählt wurden.

Heute wird die Musik nicht mehr wie damals für jede Sendung neu zusammengestellt. Der Computer spielt die Lieder gemäss den



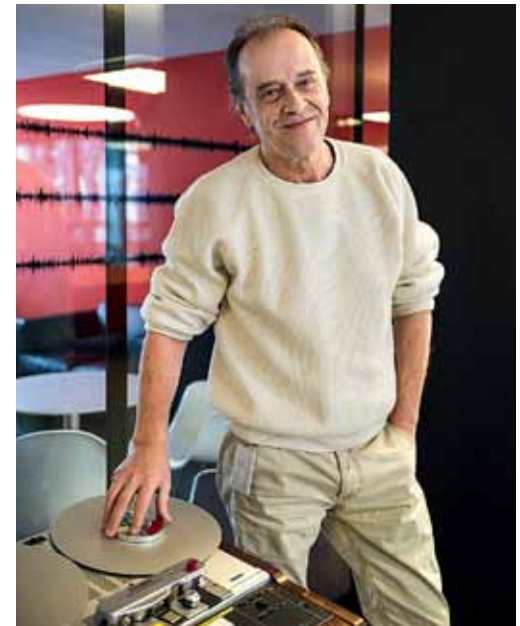
Idealtyp des SRF-1-Moderators: Mike La Marr.



Sympathiekundgebungen: Regi Sager.

Vorgaben der Musikredaktion ab. Ein neuer Titel geht vier- bis sechsmal pro Woche über den Sender, «zur Angewöhnung», wie Musikchef Michael Schuler sagt, danach weniger. Musik im Radio darf nicht polarisieren, zu lange Gitarrensoli bei Rocksongs sind unerwünscht, ebenso Liedtexte mit anstössigem Inhalt. Dafür hört man auf SRF 1 auch Filmmusik oder Klassiker wie Hildegard Knef. «Musik auf SRF 1 soll Heimatgefühle und Vertrautheit vermitteln», sagt Schuler.

Nach Sven Epiney übernimmt Sandra Schiess das Mikrofon. In der morgendlichen Gesprächssendung «Treffpunkt» spricht sie über Bälle – schliesslich steigt an dem Abend der Wiener Opernball –, und natürlich wird wieder von der Fasnacht berichtet. Anders als das hauseigene Fernsehen lässt sich SRF 1 bei der Themenwahl nicht von Trends leiten: Klatsch über Prominente à la «Glanz und Glo-



Liebe Dein Publikum: Joschi Kühne.

ria» gibt es keinen, Zivilstandsmeldungen von Hollywood-Grössen wie Angelina Jolie oder Brad Pitt schon gar nicht. «Das kommt bei unserem Publikum ganz schlecht an», sagt Heidi Ungerer, publizistische Leiterin des Senders. Selbst bei Gesprächssendungen wie «Persönlich» wird immer darauf geachtet, dass nebst einem prominenten Gast aus Politik, Wirtschaft oder Kultur auch ein Metzgermeister oder Turnvereinspräsident in der Runde sitzt.

«Ich spreche zur Masse»

«Man muss das Publikum einfach gernhaben», sagt der 59-jährige Joschi Kühne. Sein sanfter Bassbariton ist die wohl bekannteste Stimme der Schweiz. Schon um 10 Uhr trifft er im Büro ein, das Mikrofon wird er heute erst um 20 Uhr übernehmen und um 1 Uhr morgens wieder abgeben. Seit 27 Jahren arbeitet

der gelernte Schriftsetzer bei Radio DRS, er ist der dienstälteste Moderator des Senders. «Mit dem Erstarken des Fernsehens wurden die Radioteute immer weniger wahrgenommen, obwohl deren Arbeit immer anspruchsvoller geworden ist», sagt er.

Medienwissenschaftler sprechen davon, dass das Radio mit dem Siegeszug des Fernsehens zum «Begleitmedium» geworden sei, das nur mehr der Hintergrundbeschallung diene. Der Erfolg der vielen Wortsendungen auf SRF 1 lässt an dieser Theorie allerdings zweifeln.

Verliert man nicht die Freude, wenn man dauernd Musik ansagen und hören muss, die man selbst vielleicht gar nicht mag? «Nein, überhaupt nicht. Die Volksmusik begann ich erst zu schätzen, als ich bewusst inhörte», sagt Kühne. Mitten in der Nacht alleine vor dem Mikrofon, fühlt man sich da nicht ein-

sam? «Ich stelle mir das Publikum vor. Nicht einzelne Gesichter, aber eine Masse. Zu diesen Leuten spreche ich dann. Das löst Vertrautheit aus.» Was ist vor dem Mikrofon tabu? «Oft sind es Kleinigkeiten, die das Publikum stören. Einmal habe ich dem Gewinner eines Anrufspiels nicht gratuliert. Es gab sofort Mails von empörten Hörern, die monierten, das sei respektlos gewesen.»

Sympathien für Flucher

Das Publikum reagiert hochsensibel, wenn es glaubt, Ungerechtigkeiten oder Unanständiges gehört zu haben. Ist eine Frage bei einem Telefonspiel nicht klar formuliert und scheidet deswegen ein Kandidat aus, so solidarisieren sich die Hörer umgehend mit ihm. Ebenso, wenn ein Anrufer oder ein Diskussionsteilnehmer vom Moderator unterbrochen wird. Das geht gar nicht. Bei SRF 1 dürfen Gäste und

Anrufer immer ausreden. Die hohe Kunst des Moderators ist es, Endlosplauderer abzuklemmen, ohne dass es wie ein Abklemmen wirkt. «Unser Publikum ist sehr tolerant, wir können problemlos über schwere Themen wie Sterbehilfe, Schwulenehe oder Transsexuelle sprechen – aber wehe, man ist einmal despektierlich oder herablassend!», sagt Robert Ruckstuhl. Kein Problem war allerdings, dass die Moderatorin Regi Sager vor dem versehentlich offenen Mikrofon laut fluchte. «Ich fürchtete das Schlimmste, doch meine Mailbox füllte sich gleich mit lauter Sympathiekundgebungen von Hörern», sagt sie.

Um 13.30 Uhr sitzt Reto Scherrer am Moderatorenpult, der quirligste Moderator des Senders. Scherrer, eine Ostschweizer Frohnatur à la Toni Brunner, hört man in den Gängen des Radiostudios von weitem herumalbern. Müssen ihn seine Chefs vor dem Mikrofon jeweils bremsen? «Nein, im Gegenteil. Sie ermuntern mich, mehr Gas zu geben.» Im Radio wirkt er tatsächlich eher angepasst. «Ich bin mir meiner Verantwortung bewusst. Früher, auf dem Privatsender, hätte ich bei einem Sirenentest noch einen Witz gemacht. Bei SRF 1 weiss ich, dass wohl einige Zuhörer noch den Ernstfall erlebten, als die Sirenen heulten. Da hält man sich mit Sprüchen zurück.»

Sein Thema an dem Nachmittag lautet «Schnee – Lust oder Frust», darüber möchte er mit den Hörern diskutieren. «Lust oder Frust», ist das nicht etwas gar abgedroschen? «Vielleicht. Aber alle verstehen es. Darauf kommt es doch an. Oder?»

Moderiert Scherrer spätabends, so zündet er im Studio oft eine Kerze an. Er wolle sich so in eine ähnliche Stimmung versetzen wie die Hörer zu Hause.

Verbotene Sprüche

Der Humor sorgte innerhalb des Senders lange Zeit für ähnliche Grabenkämpfe wie die Musikauswahl. Radiolegende Ueli Beck pflegte täglich Witze vorzulesen – bis ihn von Grünigen stoppte. Dies sei unter DRS-1-Niveau. Als von Grünigen bei einem gemeinsamen Spaziergang feststellte, dass Beck auf der Strasse dauernd von Passanten nach einem Witz gefragt wurde, machte er seinen Entscheid rückgängig. Bernard Thurnheer zog in den 1990er Jahren einmal wegen eines unpassenden Spruchs den Zorn des Generaldirektors auf sich, sogar eine Verbannung vom Mikrofon wurde in Erwägung gezogen.

«Die Fronten verliefen zwischen den Studios Bern und Zürich», sagt von Grünigen. «In Bern sassen die seriösen, nüchternen Moderatoren, in Zürich die lockeren Witzeerzähler wie Ueli Beck, die auch nichts gegen heitere Unterhaltungsmusik vom Trio Eugster einzuwenden hatten.»

Keine Gefahr, über die Stränge zu hauen, läuft Mike La Marr. Er verkörpert den Ideal-



«Wehe, man ist einmal despektierlich»: Robert Ruckstuhl, Leiter Radio SRF.



«Allen gefallen»: Heinrich von Grünigen.



Ostschweizer Frohnatur: Reto Scherrer.

typus des SRF-1-Moderators: unscheinbar, sympathisch, mit angenehmer Stimme. «Besonders spannend ist es für mich, den Hörerinnen und Hörern Geschichten zu entlocken», sagt Mike La Marr. Ist es ein Problem, bei einem Sender zu arbeiten, der von Jungen oft als «Altersheim-Radio» belächelt wird? «Wer uns wirklich hört, revidiert sein Vorurteil meistens recht rasch.»

Die wohlthuende Gleichgültigkeit darüber, als Bieder zu gelten, und die Absenz jeglicher urbanen Coolness heben den Sender von der Konkurrenz ab – und sind wohl auch entscheidend für den Erfolg. Radiopionier Roger Schawinski, der momentan mit dem Sender wegen eines Logo-Streits eine juristische Auseinandersetzung führt, nennt andere Faktoren: «SRF 1 profitiert von der Macht der Gewohnheit. Die Leute schalten nicht gerne um. Zudem ist die SRF-Nachrichtenredaktion riesig, wodurch der Sender einen massiven Wettbewerbsvorteil gegenüber den Privaten hat.»

Die «Macht der Gewohnheit» ist jedoch nicht nur ein Vorteil: Neuerungen im Programm stossen beim treuen Publikum oft auf Widerstand. Die Abschaffung der Nationalhymne vor Mitternacht löste 1979 so viele Proteste aus, dass sie bald wieder eingeführt wurde – noch heute ertönt täglich vor den Mitternachtsnachrichten der Schweizerpsalm auf SRF 1. Später sorgte die Auslagerung der Volksmusik und der Geburtstagsgratulationen an den neuen Sender Musikwelle für Washkörbe voller Protestbriefe. «Änderungen muss man sanft einführen, vor allem aber muss man das Publikum vorher gut darüber informieren», sagt Ruckstuhl.

Erstaunlicherweise moniert kaum jemand die schleichende Annäherung des Gesamtprogramms an den jüngeren Sender SRF 3, die durch die poppigere Musik und Modera-

Meistgespielte Musiktitel auf SRF 1

In den letzten 6 Monaten

Any Way You Want It • Michael Learns to Rock
Stay on • Tinkabelle
Begin Again • Taylor Swift
Non, non, non • Marc Sway
Tropo buono • Tiziano Ferro
When You Say My Name • The Overtones
Le sourire • Stephan Eicher
Stand uuf • Sandra Rippstein
Weit übers Meer • Santiano
Living on the Island • Chris de Burgh
Parler à mon père • Céline Dion
Queen of California • John Mayer
Arm, aber glücklich • George
Un angelo disteso al sole • Eros Ramazzotti
Et puis juin • Rose
When My Little Girl Is Smiling • Paul Carrack
A Tale to Tell • Bo-Katzman-Chor
Breathe It In • Nils Burri
Man Magnet • The Fires

QUELLE: SRF-MUSIKREDAKTION

Meistgespielte Interpreten auf SRF 1

In den letzten 6 Monaten

Beatles	Bee Gees
Elvis Presley	Céline Dion
Abba	Plüsch
Joe Dassin	Neil Diamond
Rod Stewart	Michael Bublé
Eros Ramazzotti	Florian Ast
The Beach Boys	Phil Collins
Patent Ochsner	Elton John
Sina	Mani Matter

QUELLE: SRF-MUSIKREDAKTION

toren wie Sven Epiney offensichtlich wird. Umso heftiger reagieren die Hörer bei vermeintlich kleinen Anpassungen: Als letztes Jahr beim Wettergespräch um 6.55 Uhr nicht mehr über die Wetterentwicklung der nächsten Tage, sondern bloss noch über jene der nächsten 24 Stunden gesprochen wurde, kam das überhaupt nicht gut an. Nach einer Welle von heftigen Reklamationen präsentiert die Wettersendung nun wieder einen längeren Ausblick.

Begleiter in einsamen Stunden

20.04 Uhr, Joschi Kühne kündigt die Sendung «Forum» an. Es geht um Krebs und die hohen Behandlungskosten – nicht gerade ein heiteres Thema. Eine Stunde später folgt die Mundartsendung «Schnabelweid», ein Klassiker auf SRF 1 – und der Moderator ist ganz in seinem Element: «*Wunderbari Musig da bi üs i de Mundartsendig «Schnabelweid». So ghört sich das, so passt das zämä, und es tuet doch Wälte ufi de Oore, die lebendigi Sproch z ghörel!*» Das mag anbiedernd klingen, doch es sind genau solche heimelig klingenden Sätze, die Joschi Kühne für unzählige Menschen als Begleiter in einsamen Abendstunden unübertroffen machen.

Im «Talk nach Mitternacht» können wachgebliebene Hörer anrufen und ihre eigenen Erlebnisse schildern. Anlässlich des Wiener Opernballs fragt Kühne heute nach «Tanzgeschichten». Der Moderator hört geduldig zu, auch bei jenen Anrufern, deren Ausführungen länglich und wirr sind. Insgesamt hat Kühne drei Hörer gefunden, die, zum Teil vor Jahrzehnten, auf dem Tanzparkett ihren Ehepartner gefunden haben – und noch heute glücklich zusammen sind. Wenn das keine Geschichten sind, die einen nach einem langen SRF-1-Tag zufrieden in den Schlaf sinken lassen.

○

WIR REDUZIEREN DIE AUSFALLZEIT AN FLUGHÄFEN AUF DER GANZEN WELT.



Die steigende Nachfrage nach Flugreisen ist eine Herausforderung für das Bodenpersonal.

Unsere Lösung? Aerobahn. Ein integriertes Überwachungs- und Kommunikationssystem, das den Fluglotsen und dem Bodenpersonal einen Gesamtüberblick über alle Geschehnisse auf der Start- und Landebahn gibt.

Das Ergebnis? Sicheres Reisen für alle im und um den Flughafen. Weniger Konflikte bei den Gates, Verspätungen der Taxis und verpasste Anschlüsse. Weniger Emissionen. Höhere Effizienz. Und generell weniger Ausfallzeit.

Dank der intelligenten Lösung von Saab fliesst der Verkehr an Flughäfen, von Amerika bis Australien, einschliesslich Charles de Gaulle und Hongkong.

Erfahren Sie mehr unter saabgroup.ch/smartprotection

Seit 1937 entwickelt Saab hochtechnologische und kosteneffiziente Lösungen für den Schutz in den Bereichen militärische Verteidigung und zivile Sicherheit. Heute finden Sie Beispiele des intelligenten Schutzes von Saab auf jedem Kontinent: in einer breiten Palette von zivilen und militärischen Anwendungen sowie der kommerziellen Luftfahrt.



Calvin würde Beifall klatschen

Die Teilhaber von Pictet und Lombard Odier, den beiden grössten Privatbanken auf dem Finanzplatz Genf, verabschieden sich von der jahrhundertlang gepflegten unlimitierten Haftung auf der Ebene ihrer Bank in der Schweiz. Eine listige Anpassung in der globalen Bankbranche. Von René Lüchinger



Globale Wirklichkeit: Pictet-Teilhaber de Saussure, de Planta, Pictet, Demole, Bertherat, Pictet, Pictet, Demole (v.l.).

«Was zeichnet Privatbankiers aus?» Die Frage prangt zuoberst auf der Homepage von Lombard Odier. «Der Privatbankier», heisst es dort, «ist ein Unternehmer, der sein Privatvermögen in das Unternehmen einbringt und damit vollumfänglich für die finanzielle Stabilität dieses Unternehmens haftet.» Jacques de Saussure, Teilhaber bei Pictet, pflegte einen speziellen Umgang mit zweifelnden Kunden. «Die Diskussionen endeten meist da, wo ich den Leuten in die Augen blickte und sagte: «Bevor irgendein Risiko Sie betrifft, bin ich selbst als Inhaber der Bank längst ruiniert.» Alles Vergangenheit, seit Lombard Odier und Pictet, die Genfer Aushängeschilder der Zunft, vergangene Woche im Gleichschritt den Ausstieg ihrer Teilhaber aus der unbeschränkten Haftung auf der Ebene der Schweizer Bank angekündigt haben. Sie bleibt jedoch auf Ebene der Dachgesellschaft, organisiert als Kommanditgesellschaft, bestehen.

«Eine Zäsur», meinte die *Neue Zürcher Zeitung*, ein Abschied «von diesem legendären Geschäftsmodell», notierte die *Handelszeitung*. Alles richtig, auf den ersten Blick. Es ist, als wäre der Finanzplatz Genf, wo einst der Reformator Jean Calvin wirkte und die «fine art of Swiss banking» erfunden wurde, ein Stück weit entweiht. Calvin, dieser Wegbereiter des Kapitalismus, der im 16. Jahrhundert gegen den Willen des Papstes das Kreditgeschäft zulies, ist Geburtshelfer und Schirmherr der Genfer Privatbankiers. Der Reformator knüpfte die Kreditvergabe gegen Zins jedoch an hohe moralische Prinzipien: Aufrichtigkeit etwa, Diskretion und Vertragstreue, Sparsamkeit und Fleiss. Er predigte aber auch ein protestantisches Arbeitsethos im Diesseits, die Selbstverantwortung für das eigene Tun. Er sah den daraus resultierenden geschäftlichen Erfolg als ein Zeichen der Gnade Gottes, weniger als Verdienst des Menschen.

Aus dieser DNA des Calvinismus entstand am Ende der Evolution der Schweizer Privatbankier. Das Licht der Welt erblickte er in der Calvin-Stadt Genf. Und die calvinistischen Tugenden werden gepflegt, seit anno 1796 ein preussischer Einwanderer namens Henri Hentsch die erste dieser Genfer Privatbanken gründete – sie ist mittlerweile in Lombard Odier aufgegangen.

Diskretion — Es gab bei der Zunft der Privatbankiers keine opulent inszenierten Bankschalter, nur sparsame Initialen am Eingang, keine Hochglanz-Geschäftsberichte, sondern Schweigepflicht bei den Zahlen. Legitär, aber wahr ist die Geschichte jenes Genfer Privatbankiers, Abkömmling der Dariers, der beim Anblick der französischen Gendarmerie seine Kundenliste schluckte, sich verhaften liess, aber nichts juristisch Verwertbares von sich gab und gegen eine

millionenschwere Kautions, die er anstandslos zahlte, wieder auf freien Fuss gesetzt wurde.

Sparsamkeit — Es gibt diese andere wahre Geschichte eines Genfer Privatbankiers, dessen Bank seinen Nachnamen trägt. Er pflegte mit dem Motorroller zur Arbeit zu fahren. Als immer öfter ein Porsche vor dem Bankgebäude stand, stellte sich heraus, dass der Bankier nicht etwa seine calvinistischen Prinzipien über Bord geworfen hatte, sondern das luxuriöse Gefährt einem Manager aus einem profanen Geldhaus in unmittelbarer Nachbarschaft gehörte.

Selbstverantwortung — Am Genfer Flughafen empfangen die Privatbankiers vor Ort die Reisenden mit dem Satz, der von Calvin stammen könnte: «Liberty. Independence. Responsibility. Still unique after 200 years.» Und Pictet-Teilhaber Jacques de Saussure meinte einmal über das Geschäftsmodell, welches auf Selbstverantwortung fusst: «Man wächst aus eigener Kraft und mehrt in calvinistischer Manier die Substanz unauffällig, aber wohl deshalb stetig.»

Opfer für das Wachstum

Aber immer öfter in den letzten Jahren war in den Teilhaber-Meetings bei Pictet und Lombard Odier die Rede davon, dass der Verweis auf «die stolze Historie», wie Patrick Odier das ausdrückt, bald einmal nicht mehr genügen würde

ebenso wie die Vielfalt in der Vermögensverwaltung. Zu der klassischen Kundschaft mit über Generationen gewachsenen Familienvermögen gesellen sich immer häufiger auch zu Geld gekommene Manager, Sportler oder Entertainment-Stars; die tradierte Vermögensverwaltung wurde durch neue Investmentvehikel wie Private Equity, Hedge-Funds oder auch Direktinvestitionen in Rohstoffe erweitert.

«Globalisiert hat sich nicht nur die Kundschaft», schrieb Pictet-Teilhaber Jacques de Saussure in der *Neuen Zürcher Zeitung*. «globalisiert hat sich auch das Anlageuniversum.» Im Sog der Globalisierung stellten auch die Privatbankiers mehr Mitarbeiter ein und bauten Standorte auf. Pictet etwa zählte 1980 noch 300 Mitarbeiter, heute sind es 3300 an 25 Standorten von Montreal bis Tokio; Lombard Odier beschäftigt mittlerweile 2000 Mitarbeiter an zwei Dutzend Standorten überall auf der Welt.

Da stellen sich Fragen: Wie können acht unbeschränkt haftende Teilhaber, die sich jeden Morgen zum Meeting treffen, eine solche Komplexität managen? Und wie ist ein solch rasantes Wachstum mit dem calvinistischen Gebot der Mässigung vereinbar? Patrick Odier denkt kurz nach, bevor er Antwort gibt. Dann sagt er: «Calvin hat stets dafür plädiert, sich dem Wandel von Kulturen anzupassen. Insofern fühlen wir uns dem Reformator nach wie vor verpflichtet. Was das Wachstum betrifft: Es

re 2014 eine Kommanditaktiengesellschaft in Form einer Holding. «Eine Holding und als Aktiengesellschaften organisierte operationelle Einheiten sind heute internationaler Standard in unserem Geschäft», meint Patrick Odier. Bedauern mag er das nicht. Er handelt mit calvinistischem Pragmatismus.

Unkopierbare Originale

In Asien stiess die dort praktisch unbekanntene Rechtsform der Personengesellschaft immer öfter auf Unverständnis. Von den grossen institutionellen Investoren kam immer wieder die Frage, wie viel Kapitalstärke sich hinter der vielbeschworenen Diskretion von Pictet oder Lombard Odier wirklich verberge. Das Bekenntnis, dass hier von den Besitzerfamilien über Jahrhunderte angehäuften Substanz vorhanden sei, reichte offenbar nicht mehr. Und so opferten die insgesamt sechzehn unbeschränkt haftenden Teilhaber von Pictet und Lombard Odier ihre tradierte Gesellschaftsform auf dem Altar der Globalisierung.

Die Betroffenen selber sehen dies – ganz im calvinischen Sinn – als listige Anpassung an geänderte Verhältnisse. Die je acht Teilhaber beider Banken bleiben ausschliessliche Kapitalgeber – befreit jedoch von der Bürde der unbeschränkten Haftung auf der Ebene der Betriebsgesellschaften. Die fast bis zur Französischen Revolution zurückreichende Firmengeschichte

Return on Investment?
Ein Kuss mindestens.

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELN • UHREN

und auch das Geschäft der beiden grössten Privatbanken auf dem Finanzplatz Genf längst in Dimensionen hineingewachsen sei, die neue Bankstrukturen notwendig machen könnten. Es galt unter den Vermögenden dieser Welt ja auch zunehmend als chic, zumindest einen Teil des Tafelsilbers in Genf zu deponieren. Während des Kalten Kriegs war das ein Gebot der politischen Vernunft, in den 1990er Jahren, dem goldenen Jahrzehnt der Vermögensverwaltung, waren die feinsten Adressen in Genf ohnehin en vogue, und in jüngerer Zeit fliessen Pictet oder Lombard Odier zunehmend Gelder aus dem Mittleren Osten, ja selbst aus Asien zu.

Allein bei Pictet schwollen die verwalteten Vermögen dadurch in den vergangenen drei Jahrzehnten von 9 auf 370 Milliarden Franken an; bei Lombard Odier vervierfachten sich diese innert zwanzig Jahren auf 190 Milliarden Franken. Damit nicht genug: Der geografische Radius der Geschäftsaktivitäten verbreiterte sich

ist notwendig, aber kein Ziel an sich.» Getrieben wird dieses durch das Geschäft selber. Durch die Kunden, durch neue Kundensegmente wie etwa institutionelle Anleger, und nicht zuletzt auch durch die zunehmende globale Konkurrenz. «In diesem Umfeld wurde der Schweizer Markt zunehmend zu eng, und deshalb haben wir im Ausland Tochtergesellschaften gegründet», sagt Odier, «auch um eine Verbreiterung der Geschäftsfelder ermöglichen zu können.» Diese Entwicklung läuft parallel zur verstärkten Globalisierung seit dem Ende des Kalten Kriegs.

Dass die Edelsten unter den Genfer Privatbankiers aber gerade jetzt ihre jahrhundertlang gepflegte private Haftung abtosseln wie eine nicht mehr zeitgemässe Haut, kommt freilich nicht von ungefähr. Das historische Stammhaus wird – wie die anderen Tochtergesellschaften auch – zur Aktiengesellschaft. Darüber stülpt sich nach erfolgter Umwandlung im Jah-

weist Pictet wie Lombard Odier im globalen Banking ohnehin als unkopierbare Originale aus. Selbst dass sie nach erfolgter Umwandlung Geschäftszahlen veröffentlichen werden müssen, schreckt die Herren nicht – vielleicht, weil sie wissen, dass dann ein süßes Geheimnis mit schönen Zahlen gelüftet werden könnte. Einen kleinen Vorgeschmack darauf erlaubt das Bonitätsrating der Agentur Fitch, welches heute für Pictet wie Lombard Odier auf AA- lautet – das bestmögliche für Unternehmen dieser Grösse –, was so viel heisst wie «sichere Anlage, Ausfallrisiko so gut wie vernachlässigbar». Damit liegen die Genfer vor den meisten amerikanischen oder europäischen Grossbanken.

Und das Ziel der täglichen Arbeitsmüh ändert sich für Patrick Odier ohnehin nicht. «Unsere Privatbank in einer noch besseren finanziellen Verfassung an die nächste Generation zu übergeben», sagt er, «so ist das bei uns immer gewesen.» ○

Wanderzirkus für 250 Millionen Euro

Das Europäische Parlament rühmt sich, die einzige wirklich demokratische Instanz der EU zu sein. Die Befugnisse der Abgeordneten sind begrenzt, aber ungehemmt ist ihre Ausgabenwut. Auch die ökologische Bilanz sieht düster aus. Ein Sinnbild der Verschwendung. *Von Pierre Heumann*

Das Parlament der EU geht mit dem schlechten Beispiel voran. Obwohl die Europäische Union den Gürtel enger schnallen soll und in den meisten Ländern der EU Sparen angesagt ist, werfen die Abgeordneten auch dieses Jahr mit Geld um sich.

Auf das Parlament entfällt zwar lediglich ein kleiner Teil des EU-Budgets. Aber in absoluten Zahlen ist es eine stattliche Summe, rund 1,5 Milliarden Euro. Und der Trend zeigt nach oben: Im Vergleich zu 2009 beansprucht das Parlament heute 18 Prozent mehr Gelder.

In jeder Sitzungswoche gaben Parlamentarier mehr öffentliche Gelder «für irgendeine Euro-Sache» aus, nervte sich Mitte Januar der britische Abgeordnete Daniel Hannan. Die Europaparlamentarier und die Eurokraten hätten sich selber überzeugt, dass die Bewahrung ihrer Privilegien im öffentlichen Interesse liege.

Zu den Kritikern der opulenten Ausgaben gehört auch Hans-Peter Martin, fraktionsfreier Europaparlamentarier aus Österreich. Anhand von offiziellen EU-Berichten dokumentiert er «haarsträubende Fälle» von Verschwendung, Misswirtschaft und Privilegienritterei. In der Präsidentschaftsabteilung des Parlamentes sind 43 Beamte nur für die Post zuständig – fast doppelt so viele, wie sich um sogenannte Bürgeranliegen kümmern. Den Abgeordneten steht ein Limousinenservice zur Verfügung, damit sie abends in ihre Hotels oder zum Flughafen kutschiert werden können, was den Steuerzahler mindestens vier Millionen Euro pro Jahr kostet. Jeder EU-Parlamentarier darf auf EU-Kosten Besucher einladen und seinen Gästen im Durchschnitt einen «Reisezuschuss» von 285 Euro offerieren. Das belastet die Steuerzahler mit mehr als 20 Millionen Euro. Das EU-Parlament hat es in der vergangenen Woche erneut abgelehnt, diese Privilegien abzuschaffen.

Sparen ist ein Fremdwort

Es habe sich bei den Parlamentsausgaben in den vergangenen Jahren zwar einiges verbessert, sagt Martin. So seien beim Übersetzungsdienst viele Millionen Euro eingespart worden. Es komme in den Ausschüssen aber immer noch vor, dass in Sprachen übersetzt werde, die keiner der Abgeordneten spreche.

Sparen ist für die meisten ein Fremdwort geblieben: Als im November 2010 fünfzig Abgeordnete für acht Tage nach Kinshasa flogen, um dort mit afrikanischen Politikern über den



Opulent: Europäisches Parlament in Strassburg.

Kampf gegen die Armut zu debattieren, kostete das den Steuerzahler pro Abgeordneten 24 400 Franken – mehr als das 141fache eines durchschnittlichen Jahreseinkommens im Kongo. Für die Reise einer elfköpfigen Delegation nach Schanghai musste die EU-Kasse pro Teilnehmer 19 000 Franken bezahlen.

Im internationalen Vergleich sind Europaparlamentarier teuer. Sie kosten die Steuerpflichtigen dreimal mehr als ihre Kollegen in Westminster, hat neulich die britische Regierung vorgerechnet, als sie eine entsprechende Anfrage von Lord Stoddart of Swindon beantwortete.

Der Job wird gut entlohnt. Ob ein Abgeordneter aus München oder aus Portugal kommt, er bezieht ein jährliches Salär von knapp 100 000 Euro; hinzu kommen 304 Euro Taggeld. Bei 16 Ausschusssitzungen im Monat sind das nochmals 4864 Euro, und zwar steuerfrei. Auch bei der Rente – maximal 70 Prozent des Lohnes – hilft die EU. Ein früherer Luxus-Zusatzfonds weist derzeit ein Defizit von 155 Millionen Euro aus, für das eines Tages wohl der Steuerzahler geradestehen muss.

Das Europaparlament ist inzwischen ein Koloss mit einem eigenständigen Leben. Insgesamt werden 5540 Beamte und 1700 akkreditierte Assistenten beschäftigt, zehn Prozent mehr als vor fünf Jahren. Es gebe innerhalb der parlamentarischen Bürokratie kaum einen politischen Willen, die Kosten drastisch zu senken, sagt Martin: «Als Finanzkonstrukt bleibt das Parlament völlig aus den Fugen.»

Das Europaparlament ist allerdings keine vollwertige Legislative. Es darf zum Beispiel keine Gesetzesinitiativen einbringen – dieses Recht steht nur der EU-Kommission zu. Zudem kann das Parlament Gesetze nur gemeinsam mit dem Rat der Europäischen Union annehmen. Auch bei der Budgetpolitik sind dem Parlament die Hände gebunden. Die Abgeordneten genehmigen zwar die Ausgaben der EU. Da die EU aber bei einem grossen Teil der Ausgaben an Verträge gebunden ist, schrumpft der Handlungsspielraum der Parlamentarier. Und über die Einnahmen entscheidet nicht das Parlament, darüber bestimmen die Mitgliedstaaten im Rat.

Das Parlament lobt sich zwar gerne, als einzig direkt gewähltes EU-Organ den politischen Willen der Unionsbürger zu vertreten. Doch das gelte nur bedingt, sagt Daniel Guéguen, Professor für das Wirken von Interessengruppen am Brüsseler Institut d'Etudes Européennes. Der Schlüsselbegriff zum Verständnis der Gesetzgebungsmechanismen in der EU ist «Komitologie», ein Netzwerk von Ausschüssen. Dort dominieren Experten und Technokraten. «98 Prozent der EU-Gesetze werden durch Komitologie entschieden,» sagt Guéguen. Den ungefähr 50 neuen Gesetzen stehen laut Guéguen 2500 Beschlüsse gegenüber, die hinter den Kulissen, in den Komitologie-Ausschüssen, beschlossen werden. Das Brüsseler System sei von einer «komisch anmutenden

Komplexität: Es wird ausserhalb der EU-Exekutive nur von rund 50 Leuten verstanden», schätzt der Lobby-Spezialist. Im Europaparlament würden weniger als 10 Menschen begreifen, wie die Komitologie funktioniert.

Tarnung für die tatsächliche Macht

Es sei die Rolle der Parlamentarier, so zu tun, als ob sie Teile der Gesetzgebung wären, sagte vor einem Jahr der britische Europa-Delegierte Nigel Farage von der europaskeptischen Fraktion Europa der Freiheit und der Demokratie. Das Parlament sei eine «Tarnung für die tatsächliche, unerklärliche Macht der EU». Die Bürger hätten das Vertrauen in die Europäische Union verloren, lamentierte neulich EU-Parlamentspräsident Martin Schulz. Das spüren auch die Parlamentarier. Bei den letzten Parlamentswahlen (2009) bemühten sich lediglich 43 Prozent der Stimmberechtigten an die Urne.



Vertrauen havariert: Parlaments-Präsident Schulz.



So tun als ob: Europa-Delegierter Nigel Farage.

Um sich populärer zu machen, macht das Parlament Steuergelder locker und investiert ins eigene Image. Im Sommer 2010 beschloss es einen Aktionsplan mit 21 Projekten – als Vorbereitung für die Wahlen von 2014. Das Parlament hat eine Facebook- und Bloggerstrategie entwickelt, um bei den Bürgern für «mehr Europa» zu werben. Zudem leistet sich die Volksvertretung für acht Millionen Euro einen eigenen TV-Kanal: Europarl TV. Seine Einschaltquote ist bescheiden. Von den rund 500 Millionen Bürgern, die das EU-Parlament vertreten soll, gucken sich pro Monat lediglich 30 000 die Sendungen an.

Zur Selbstdarstellung dient auch das Besucherzentrum des Parlamentes. Im dreistöckigen Gebäude wird auf einem 360-Grad-Bildschirm und anhand von interaktiven

Multimedia-Shows in den 23 EU-Sprachen gezeigt, wie das Parlament arbeitet. Die Touristenattraktion – sie hat den Steuerzahler 52 Millionen Euro gekostet – ist nicht das einzige Projekt, mit dem das Parlament seine Popularität erhöhen will. Das neue «Haus der europäischen Geschichte» soll für voraussichtlich rund 120 Millionen das Bewusstsein um die europäische Identität fördern.

Das krassste Beispiel für die Verschwendungssucht des europäischen Parlamentes sind die drei Sitze, die es sich leistet: Strassburg, Brüssel und Luxemburg. Einst war die Dreifachpräsenz ein Symbol europäischer Einigkeit. Jetzt ist sie nur noch ein Sinnbild für Ineffizienz und Verschwendung. In Strassburg trifft man sich einmal pro Monat, in Brüssel während dreier Wochen pro Monat, und in Luxemburg sind die Beamten und der Verwaltungsapparat samt Bibliothek und Übersetzungsdiensten beheimatet.

Dreimal teurer als Westminster

Einmal im Monat reisen die 754 Abgeordneten, deren 3000 Mitarbeiter und 25 Lastwagen nach Strassburg, oft gemeinsam mit Hunderten von Lobbyisten und Journalisten. Die Beamten verbringen knapp 70 000 Arbeitstage auf dem Weg nach Strassburg und zurück. Packmannschaften sind jeden vierten Freitag während Stunden damit beschäftigt, die Unterlagen, Berichte und Dossiers in dicke, stossichere Plastikbehälter der Abgeordneten zu verstauen, damit die Papiere übers Wochenende an den zweiten Parlamentssitz verfrachtet werden können. Der «Wanderzirkus», wie er treffend genannt wird, findet zwölfmal im Jahr statt. Die jährlich wiederkehrenden Kosten dieser logistischen Übung werden auf mindestens 200 Millionen Euro geschätzt. Berücksichtigt man auch den Zeitverlust, kommt man auf über 250 Millionen Euro.

Das Parlament, das sich gerne als umweltfreundlich bezeichnet, wird so zum Umweltverschmutzer. Seit neun Jahren ist es zwar dem Umweltmanagementsystem und dem Ziel verpflichtet, die CO₂-Emissionen zu senken. Doch die Realität sieht anders aus. Durch die monatlichen Transporte werden an die 19 000 Tonnen CO₂ in die Luft geschleudert, hat das englische Öko-Büro Eco-Logica ausgerechnet.

Das war vor fünf Jahren. Seither gab es immer wieder Versuche, die parlamentarische Tätigkeit auf einen Standort zu konzentrieren. Aber sie scheiterten regelmässig am Widerstand Frankreichs. Paris befürchtet nicht nur einen Prestigeverlust, sondern auch Einnahmenverluste von jährlich rund 200 Millionen Euro bei lokalen Restaurants und Hotels, wenn Strassburg als Parlamentssitz wegfällt. Sobald nationale Interessen tangiert sind, stösst die Begeisterung über europäische Solidarität an ihre Grenzen. ○

Verwelkte Jasminblüten

Im Land, wo der arabische Frühling seinen Anfang nahm, verlieren die Islamisten an Beliebtheit. Der Mord am Oppositionspolitiker Chokri Belaïd schüttelt die Partei der Muslimbrüder durch. Ist ihr Höhenflug in Tunesien vorbei? *Von Kurt Pelda*



Einschüchterung und Terror: Besma Khalfaoui, die Witwe des erschossenen Chokri Belaïd mit einem Porträt ihres Mannes.

Am Tatort haben Trauernde Blumen, Porträts des Ermordeten und rote tunesische Fahnen abgelegt. Geschmolzenes Kerzenwachs klebt am Boden des Parkplatzes, auf dem der linke Oppositionspolitiker vor einer Woche niedergestreckt wurde. Nichts hat Tunesien, das Geburtsland des arabischen Frühlings, seit dem Beginn der Jasminrevolution Ende 2010 so erschüttert wie das Attentat auf den scharfzüngigen Regierungskritiker.

«Ganz Tunesien im Visier»

Doch diesmal zeigen die Finger nicht auf einen korrupten Diktator wie Zine al-Abidine Ben Ali, sondern auf die islamistische Nahda-Partei, die mit Abstand stärkste politische Formation des Landes. Die Partei der tunesischen Muslimbrüder ist durch eine demokratische Wahl an die Macht gekommen und dominiert eine Koalitionsregierung, der noch zwei Mitte-

links-Parteien angehören. Belaïds Witwe beschuldigt die Islamisten, den Mord in Auftrag zu geben. Auch die Opposition sucht die Mörder in den Reihen der Islamisten. Wenn die Nahda nicht selber dahintersteckte, so trügen die Muslimbrüder mit ihrer Billigung der Gewalt zumindest eine Mitschuld, sagt der linksstehende Politanalyst Nascheh Hadschi.

Bisher hüllt sich die Polizei in Schweigen, wenn es um die Hintermänner des Attentats oder um den Stand der Ermittlungen geht. Premierminister Hamadi Jebali, der zum gemäßigten Flügel der Nahda gezählt wird, warnte im Interview mit der französischen Tageszeitung *Le Monde* indessen davor, dass die Untersuchung «gravierende Resultate» zeitigen könnte. Es habe sich ganz klar um einen politischen Mord gehandelt, begangen von Leuten, die einen Apparat und eine Strategie hinter sich wüssten. Die Zielscheibe sei zwar

der Politiker Belaïd gewesen, doch in Wirklichkeit hätten die Mörder ganz Tunesien treffen wollen. Um das Land vor dem Abgleiten in eine Gewaltspirale zu retten, will der Ministerpräsident eine Regierung aus Technokraten ohne politische Bindung bilden. Er schlug also tatsächlich vor, die Nahda, als deren Generalsekretär er fungiert, von den Schalthebeln der Macht zu entfernen, wohl mit dem Ziel, seine Partei aus der Kritik zu nehmen. Im Herbst sollen Wahlen stattfinden, und die Muslimbrüder machen derzeit nicht die beste Figur.

Die stark zersplitterte Gegnerschaft von Nahda, also vor allem säkulare und linke Gruppierungen, fordert schon lange den Rücktritt der islamistischen Minister für Inneres, Äusseres und Justiz. Die Opposition stellte sich deshalb hinter Jebalis Vorschlag, und anfänglich drohte auch einer der beiden Koalitionspartner mit dem Rückzug seiner Minister. Jebalis Vorstoss

wiederum zeigt, dass den Islamisten nicht nur ein immer rauerer Wind ins Gesicht bläst, sondern dass man auch intern Zwiste ausficht. So wies der konservative Flügel der Partei Jebalis Lösungsvorschlag zurück. Man habe an den Wahlurnen nicht rund 40 Prozent der Stimmen erhalten, um nachher anderen das Regieren zu überlassen, hiess es beispielsweise.

Die Koalition unter Führung der Islamisten regiert jetzt seit fast eineinhalb Jahren. Wie weit ist die Islamisierung der Gesellschaft fortgeschritten? Was haben die Muslimbrüder erreicht? Und droht ihnen nach dem Mord an Belaïd nun die Abwahl? Die laizistischen Tunesier und vor allem die Frauen haben sich bisher ziemlich erfolgreich gegen die schleichende Islamisierung gewehrt. Der Versuch der Nahda, die Scharia im noch unfertigen Verfassungsentwurf zu verankern, scheiterte kläglich am Widerstand der säkularen Gruppen. Und im letzten August mussten die Islamisten unter dem Druck der Strasse einen vorgeschlagenen Verfassungsartikel zurückziehen, der die Gleichheit von Mann und Frau vor dem Gesetz in Frage gestellt hätte. Wassim Guidara, Chef einer metallverarbeitenden Fabrik und gläubiger Muslim, sagt dazu, Tunesien lasse sich von niemandem islamisieren. «Seit der Unabhängigkeit von 1956 ist Religion in diesem Land Privatsache, und daran wird sich nichts ändern.»

Das Zentrum der Hauptstadt Tunis macht keinen rückständigen Eindruck. Männer mit Bärten oder Frauen mit Kopftüchern oder gar mit Ganzkörperschleiern stellen eine Minderheit dar. In den Strassencafés sitzen auch viele junge Frauen, völlig unverschleiert und mit Schminke im Gesicht. Dass nicht pure Normalität herrscht, zeigen bloss die Stacheldrahtrollen und die Soldaten vor Regierungsgebäuden und der französischen Botschaft, wo offenbar Terroranschläge befürchtet werden.

Doch die pulsierenden Alleen im Zentrum sind vielleicht nicht die besten Gradmesser dafür, wie weit die Nahda ihre islamistische Ideologie in die Realität umsetzen konnte. Wir fahren darum nach Cité Khadra, einem einfacheren Wohnviertel in der Nähe des Flughafens. Die Häuser sind hier kleiner, die Auslagen in den Geschäften weniger luxuriös. Auf den Strassen sind wesentlich mehr Frauen mit Kopftüchern unterwegs, auch wenn Ganzkörperschleier fast nie zu sehen sind. Salafisten mit langen Bärten und noch längeren arabischen Gewändern kommen nach dem Nachmittagsgebet aus einer Moschee. Aber um eine vollkommen durchislamisierte Gesellschaft handelt es sich in Cité Khadra bei weitem nicht. Es hat sehr viele glattrasierte Männer auf den Trottoirs, und unverschleierte Frauen schlendern allein oder in Gruppen umher, ohne deshalb schräg angemacht zu werden. Auf einem Platz spielen Männer Boule, was Salafisten als gottlosen Zeitvertreib brandmarken würden.

Einzig Alkohol sucht man in den Cafés und Restaurants vergeblich.

Samir Bellassira ist ein Bewohner von Cité Khadra und glühender Nahda-Anhänger. Er trägt einen relativ kurz gestutzten, graumelierten Bart, wie er bei den Anführern der tunesischen Muslimbrüder beliebt ist, und er drückt sich in gewähltem Französisch aus. Bellassira arbeitet in einem Autoverleih. Er ist des Lobes voll über die Nahda. Als wichtigste Errungenschaft führt er an, dass die jungen Männer in seinem Viertel heute wieder wüssten, was der Islam sei. «Die Menschen gehen vermehrt in die Moscheen, und sie begegnen einander mit Respekt.» Allerdings gibt Bellassira auch zu, dass die Sicherheitslage unbefriedigend sei, weil die Polizei zu wenig Patrouillen in die ärmeren Stadtviertel schicke. «Wir



«Gravierende Resultate»: Hamadi Jebali.

haben uns selbst geholfen. Salafisten beschützen unter anderem Geschäfte vor Plünderern und anderen Kriminellen.» Hinter dem Ungeheuer stünden oft Anhänger des gestürzten Diktators Ben Ali.

«Von Islamisten gesteinigt»

Auch die Kritik an der Politik der Nahda komme meist aus dem Mund verkappter Ben-Ali-Leute. Die gleiche Ansicht lässt sich auch aus dem Diskurs der Nahda herauslesen. Die Partei der Muslimbrüder versteht sich als Garant der Revolution, und wer sie kritisiert, steht sofort im Verdacht, als Konterrevolutionär im Sold der Ben-Ali-Anhänger zu stehen.

Damit trägt die Nahda zur zunehmend bedrohlichen politischen Polarisierung und Dämonisierung bei. Am gefährlichsten sind aber jene Gruppen innerhalb der Salafisten und der sogenannten Ligen zur Verteidigung

der Revolution, die mit Gewalt gegen Andersdenkende vorgehen.

Selma Elloumi Rekik, eine 56-jährige Unternehmerin, gehört zum Exekutivbüro der erst zehn Monate alten Oppositionspartei Nida Tunis. Während sie mit sanfter Stimme in ihrem Büro spricht, lässt sie kein gutes Haar an der Regierung. «Eigentlich sollte das Parlament eine Verfassung ausarbeiten, und die Hauptaufgabe der Regierung wäre es, Wahlen vorzubereiten. Aber weder die Verfassung noch das Wahlgesetz sind heute fertig. Dazu kommt die Inkompetenz der Minister und Beamten, die steigende Arbeitslosigkeit, das aufgeheizte soziale Klima und vor allem die politische Gewalt.» Immer wieder klingelt das Mobiltelefon der Politikerin, sie ist unter grossem Druck, weil Nida Tunis heute eine Allianz mit vier anderen Oppositionsparteien bekanntgibt.

Elloumi fährt fort: «Das Schlimmste ist aber, dass sich die Nahda nicht klar gegen die Gewalt der Ligen zur Verteidigung der Revolution und der Salafisten ausspricht.» Der Vertreter von Nida Tunis in der südöstlichen Berberstadt Tataouine sei im letzten Oktober von Islamisten gesteinigt worden, während die Polizei mehr oder weniger tatenlos zugeesehen habe. Der Mord am linken Oppositionspolitiker Belaïd stelle nur die Fortsetzung dieser Kampagne der Einschüchterung und des Terrors dar, unter der Parteien wie Nida Tunis litten. «Die Ligen müssen endlich aufgelöst und die Salafisten in ihre Schranken gewiesen werden. Doch die Regierung schweigt oder ermuntert diese Söldner sogar noch zu ihren Gewalttaten.»

Den Vorwurf der Nahda, Nida Tunis sei von Anhängern Ben Alis unterwandert, weist die kämpferische Dame zurück. Keines der Gründungsmitglieder von Nida Tunis habe zu Ben Alis Partei gehört. Allerdings muss sie zugeben, dass der Chef der Bewegung, der 86-jährige Caid Sebsi, dem Diktator in dessen Anfangsjahren gedient habe. «Die Islamisten sind als politische Kraft nicht mehr wegzudenken, aber damit eine Demokratie funktionieren kann, braucht es einen Gegenpol, und den wollen wir darstellen», meint Elloumi. Um dann warnend hinzuzufügen: «Ohne dieses Gegengewicht wird sich die Regierung der Islamisten zur Diktatur entwickeln.» Ob die Nahda die für den Herbst vorgesehenen Wahlen erneut gewinnen werde? «Die Partei der Muslimbrüder wird stark bleiben, aber ihre Popularität ist stark gesunken. Ich erwarte einen Stimmenanteil von maximal dreissig Prozent, verglichen mit vierzig Prozent beim letzten Urnengang.»

Fast so wie die Selbstverbrennung des Gemüsehändlers Mohammed Bouazizi vor zwei Jahren den Sturz Ben Alis auslöste, könnte das Attentat auf Chokri Belaïd den Höhenflug der tunesischen Islamisten jäh stoppen. ○



«Die Welt wird mir gehören»: polizeilich gesuchte Marisa, 42, bei sich zu Hause im englischen Blackpool.

Die Patin

Marisa Merico war 22, als ihr Vater wegen Mordes ins Gefängnis kam. Jemand musste den Clan übernehmen, und Marisa fand, es sei ihre moralische Pflicht. Eine Geschichte über schnelle Autos, coole Klamotten, blutige Familienfehden und die erste Frau an der Spitze der 'Ndrangheta. *Von Beatrice Borromeo*

Wie sich bald herausstellte, war Marisa gut: selbstbewusst und durchsetzungsfähig. Sogar in härteren Zeiten, zum Beispiel als sie von einem Waffenschmuggler aus dem Balkan einen Hubschrauber kaufen musste, um ihren Vater aus dem Gefängnis zu befreien, bewahrte sie einen klaren Kopf. Ihre Ausgeglichenheit half ihr, eine schwierige Schwangerschaft zu überstehen und die ersten Lebensjahre ihres Babys: Die Polizei war ihr auf den Fersen, Marisas Mann schnupfte Unmengen Kokain, die Hälfte ihrer Familie sass im Gefängnis, und die andere versuchte, Marisa auszutricksen.

Heute, fast zwanzig Jahre später, lebt Marisa mit ihren Kindern und einem Enkelkind in Blackpool, einem heruntergekommenen Küstenort im Nordwesten Englands. Nach Italien zurückkehren konnte sie nicht, weil die italienische Polizei sie verhaften wollte. Doch diesen Frühling wird der Haftbefehl nach zehn

Jahren auslaufen und Marisa ihre Angehörigen und Freunde besuchen können. «Die Welt wird wieder mir gehören!», jubelte sie Ende Januar auf Facebook.

Nun, da sie sich aus der Mafia zurückgezogen hat, präsentiert sie sich als ehrbares Hausmütterchen aus der Mittelschicht. Sie erhielt sogar finanzielle Unterstützung vom britischen Staat, als sie ihre kranke Mutter pflegte, die vor kurzem gestorben ist. Die 42-jährige Marisa sieht gut aus mit ihrer dicken schwarzen Mähne und den dunklen Augen hinter der Dolce-&-Gabbana-Brille. An der Küchenwand hängt ein rotes Plakat mit einer Krone darauf und dem Motto: «Keep calm and carry on» – «Bleib ruhig und mache weiter». «So funktioniert ich», sagt Marisa mit einem Blick aufs Plakat. «Und deshalb haben mich auch alle respektiert, als ich den Clan geführt habe. Ich bin ein vernünftiger Mensch.»

Mag sein, aber ein vernünftiger Mensch, der höchst aktiv war in einer Gang, die Geldwäscherei und Drogenhandel betrieb, Heroin, Kokain und schwere Waffen schmuggelte und in einen sechs Jahre währenden Mafiakrieg verwickelt war, der 700 Menschen das Leben kostete.

Bestechungsgelder im Kinderwagen

Jahrelang betrieb Marisa das Familiengeschäft zusammen mit ihrem Vater, den sie regelmäßig im Knast besuchte, um die nächsten Schritte zu besprechen. Dass sie Mutter war, erzählt sie, erwies sich als nützlich: Sie konnte die Bestechungsgelder für Polizisten im Kinderwagen verstecken – wie ihre Eltern das getan hatten, als Marisa noch ein Kleinkind war. Doch die Familie brachte Marisa auch zu Fall: 1993 wurde ihre Tante Rita beim Verkaufen von Ecstasy verhaftet und sagte als Kronzeu-

gin gegen ihre Verwandten aus. Rund hundert Leute wurden verhaftet, Marisa suchte Zuflucht bei ihrer Mutter in Blackpool und schwor Rache.

Als ich Marisa an einem kalten, windigen Tag treffe, um über ihre Vergangenheit zu sprechen, trägt sie ein weisses T-Shirt mit einem Totenschädel aus Strass. Während unserer Gespräche ist sie immer höflich und freundlich, wirkt aber auch distanziert, als rede sie über jemand anders. Nur wenn sie von ihrem Vater oder ihrem Gefängnisarrest erzählt, werden Gefühle spürbar. Sie verwendet oft das Wort «Moral», wenn sie von ihrer Zeit als Mafiachefin berichtet, und sagt beispielsweise: «Moralisch gesehen, hatte ich keine andere Wahl: Ich musste die Führung des Clans übernehmen.»

Sie äussert kaum Bedauern für das, was sie und ihre Familie getan haben, obschon ihr Lebensweg blutig ist. Ihre Grossmutter und ihr Vater wurden beide wegen Mordes verurteilt. Tante Rita war zwölf, als sie zur Unterstützung des Familienunternehmens im Badezimmer Heroin strecken musste. In den achtziger Jahren kontrollierte ihr Clan den mailändischen Drogenhandel, doch all die Gewalt, die Qualen und Drogentoten, die ihre Familie auf dem Kerbholz hat, beschäftigen Marisa kaum.

Mächtigste Mafia-Organisation

Was sie erzählt (und der zuständige italienische Staatsanwalt bestätigt), klingt ganz anders als in «The Godfather», in dem ein dominanter, alt gewordener Patriarch die Macht auf seinen zögerlichen Sohn überträgt. Marisas Geschichte handelt von einer brutalen und gerissenen Dynastie und der Frau, die das Steuer übernahm bei der 'Ndrangheta, einem der erfolgreichsten und gewalttätigsten Verbrechersyndikate der Welt.

Dank ihrer Darstellung in Büchern und Filmen ist die sizilianische Cosa Nostra der bekanntere Mafiazweig, aber in den letzten Jahren ist die in Kalabrien entstandene 'Ndrangheta zur mächtigsten Mafiaorganisation Italiens aufgestiegen und verdient jährlich geschätzte 60 Milliarden Dollar, doppelt so viel wie die Cosa Nostra.

Obschon die 'Ndrangheta aus dem Süden stammt, ist sie in Norditalien, vor allem in Mailand, sehr präsent sowie in Spanien, Deutschland, Kanada, Australien und Südafrika. Sie arbeitet in enger Verbindung mit mexikanischen Drogenkartellen wie Los Zetas und hat Europas Kokainmarkt weitgehend im Griff. Die 'Ndrangheta ist auch im Giftmüllgeschäft tätig und investiert in Finanzunternehmen, Zeitungen und Immobiliengeschäfte. Die Gesetzeshüter in aller Welt sind beunruhigt. «Wir haben seit Jahren mit der 'Ndrangheta zu tun, aber in den letzten Monaten ist sie an die Spitze der Prioritätenliste gerückt»,

sagt ein Vertreter des FBI, der anonym bleiben will in Anbetracht heikler laufender Ermittlungen.

Die verschiedenen Familien funktionieren sehr selbständig, und Loyalität ist von grösster Bedeutung. Doch um das Phänomen 'Ndrangheta zu verstehen, müsse man begreifen, dass sie einer «Armeelogik» gehorcht, sagt Enzo Ciconte, der an der Universität Rom Professor für die Geschichte des organisierten Verbrechens ist. «Die Eltern wissen, dass manche ihrer Kinder ins Gefängnis kommen oder umgebracht werden. Doch da Söldner verpönt sind, bauen sie ganze Armeen aus Blutsverwandten auf.» Ihre Armee ist die Familie, und deren Oberhaupt ist oft eine Frau. «Es ist für die Ausrottung von Clans entscheidend geworden, dass man die Frauen erwischt», sagt ein italienischer Staatsanwalt.

«In den letzten Jahren sind in der 'Ndrangheta immer mehr Frauen in Spitzenpositionen gerückt, das sieht man bei den Prozessen gegen die Mafia», sagt Nicola Gratteri, der kalabrische Staatsanwalt, der international am meisten 'Ndrangheta-Mitglieder erwischt hat. «Frauen arbeiten als Boten ihrer Männer, die im Gefängnis sitzen, und sind für das Geld zuständig.» Doch ihre Hauptaufgabe, sagt Gratteri, seien Vergeltungsmassnahmen. «Sie unterhalten das Feuer der Vendetta. Sowie ihre Männer aus dem Gefängnis kommen, stacheln sie diese dazu an, das Blut getöteter Söhne oder Vettern zu rächen. Als Mittel zum Zweck

Die 'Ndrangheta verdient jährlich geschätzte 60 Milliarden Dollar – doppelt so viel wie die Cosa Nostra.

ziehen sie auch die Männlichkeit ihres Mannes in Zweifel und sagen: «Was bist du nur für ein Schlappschwanz! Statt deinen Vetter zu rächen, der ins Gras gebissen hat, sitzt du da und isst Spaghettli!»

Es lässt sich schwer ermitteln, wie viele Menschen jedes Jahr von der 'Ndrangheta umgebracht werden: Man geht so diskret wie möglich vor, um die Gesetzeshüter nicht auf sich aufmerksam zu machen. Doch gelegentlich gibt es auch spektakuläre Aktionen wie die von 2007, als in Duisburg vor einem italienischen Restaurant sechs Männer erschossen wurden. Damals teilte ein Vertreter der deutschen Polizei der Presse mit, mehr als die Hälfte aller kriminellen Gruppierungen in Deutschland sei mit der 'Ndrangheta verbunden.

Ziel einer Blutfehde ist die Auslöschung der anderen Familie. Doch während es früher genügte, den letzten männlichen Erben umzubringen, um eine Familie auszurotten, sieht es heute anders aus, weil Frauen die Führung übernehmen können wie jüngst bei einem Fall in Kalabrien: «Nachdem alle Männer umge-

bracht worden waren, zog eine Witwe das Jackett ihres Mannes an, das von seinem Blut getränkt war. Das tat sie, um zu zeigen, dass sie die Herrschaft des überlebenden Rests der Familie übernehme», erinnert sich Ciconte. «Damit ging die Fehde weiter: Die Frau wurde zum Mann.»

Auch Marisas Grossmutter war alles andere als zimperlich. Maria Serraino stammte aus einer Mafiosi-Familie und gehörte zu den ersten Italienerinnen, die wegen Mordes und anderer Verbrechen zu lebenslänglichem Freiheitsentzug verurteilt wurden. Als junge Frau hatte sie jeweils ihren Vater im Gefängnis besucht und dabei ihren nachmaligen Ehemann kennengelernt – einen Gefängniswärter. Sie brannte mit ihm durch und dehnte das auf Drogenhandel beruhende Familienimperium auf Mailand aus. «Meine Grossmutter ist nicht mit der Zeit zur Mafiosa geworden, sie war eine geborene Mafiosa», sagt Marisa. «Sie hatte es im Blut wie ich.»

Heroin von der Mutter

Signora Maria, wie die Grossmutter genannt wurde, hatte ihr erstes Kind, Marisas Vater Emilio Di Giovine, als sie sechzehn war, und gebar in ihrer Küche elf weitere Kinder. Die Familie lebte in beengten Verhältnissen oder, wie Marisa sagt, «wie Hühner, ständig am Streiten um Platz und was zu essen». Maria Serraino schickte ihre Kinder nicht zur Schule, sondern spannte schon die jüngsten für das Familienunternehmen ein. Die Kinder hatten mit Gewalt, Waffen und Drogen zu tun, zuerst nur mit Heroin und Ecstasy, später auch Kokain und Haschisch, «mit allem halt, was es brauchte, um den Drogenmarkt von Mailand zu erobern».

Einige von Marias Kindern vermochten der Handelsware nicht zu widerstehen. Binnen einer Woche starben ein Onkel und eine Tante von Marisa an einer Überdosis Heroin. Dieses erhielten sie von ihrer Mutter, damit sie nicht gefährlich gestreckte Ware bekämen, erklärt Marisa. «Als Mutter kann ich das verstehen, sie hätten es ja sowieso genommen.»

Ihr Vater Emilio hingegen hielt sich von Drogen fern und lernte Ende der sechziger Jahre Pat, eine Engländerin aus Blackpool, kennen. Sie lebten eine Zeitlang zusammen in Mailand, wo Marisa zur Welt kam. Obschon Pat diese Dolce Vita gefiel, entschloss sie sich nach einer Weile, ihre Tochter nach Blackpool zu bringen und ein normaleres Leben zu führen.

Als Emilio von der italienischen Polizei gesucht wurde, liess er sein Gesicht operieren, gab sich als Graf aus und zog nach New York, wo er ein Restaurant eröffnete, um Geld zu waschen. Anfang der achtziger Jahre wurde er geschnappt, weil er bei Rot über eine Kreuzung fuhr, und an Italien ausgeliefert, wo er ins Gefängnis kam. >>>

Marisa war dreizehn, als sie ihren Vater erstmals dort besuchte. Das Leben in Mailand kam dem gelangweilten Mädchen aus Blackpool prima vor: schnelle Autos, coole Klamotten sowie ein Vater, der ein aufregendes Leben voller Fehden und krimineller Grosstaten führte. «Ich hab's hier nicht mehr ausgehalten», sagt Marisa heute mit einem Blick hinaus auf Blackpools verregnete Promenaden mit ihren Achterbahnen und Spielsalons. «Ich wollte ums Verrecken nach Mailand zurück.»

Gegen den Willen ihrer Mutter schmiss sie mit siebzehn die Schule und fuhr nach Italien, wo sie sich mit ihrem Vater und dessen Freunden herumtrieb. Ihr Vater war immer mal wieder im Gefängnis, doch ein Freund von ihm, Bruno Merico, brachte sie fast jeden Tag dorthin. Sie fand Bruno lustig, und so, erklärt sie mit einem Schulterzucken, «haben wir uns eben verliebt».

«Meine Macht war riesig»

Es dauerte nicht lange, und Marisa begann sich wie eine Mafiosa zu verhalten. Sie war noch keine zwanzig, als sie «getauft» wurde: Als Komplizin von Bruno schmuggelte sie mehrere Kilo Heroin von Italien nach Spanien. «Niemand zwang mich, mit ins Auto zu steigen, aber ich wusste, Bruno wird es eher schaffen, wenn ich dabei bin», sagt sie heute. Die beiden hatten ihren Yorkshire Terrier dabei, dessen Herkunft «weniger rein war als das Heroin im Ersatzreifen», sagt sie mit einem

«Ich ging jeweils mit altmodischer Unterwäsche, in der ich Millionen versteckt hatte, in den Flieger.»

Lächeln. Am Zoll geriet der Drogenschnüffelhund ausser Rand und Band, doch die Zollbeamten dachten, der Deutsche Schäfer belle des kleineren Hundes wegen, und liessen sie durchfahren. In Spanien übergaben sie die Drogen einem Freund ihres Vaters, der Marisa zur Belohnung ein goldenes Schmuckstück auslesen liess – ein Armband, das sie noch immer besitzt.

Am 8. April 1991 heiratete sie Bruno im Stadthaus von Mailand. Auf dem Hochzeitsfoto trägt sie ein cremefarbenes Spitzenkleid mit einer grossen violetten Schleife, um ihren Schwangerschaftsbauch zu verbergen. Weder ihre Grossmutter noch ihr Vater konnten teilnehmen, weil beide polizeilich gesucht wurden; die Polizei überwachte die Feier jedoch für den Fall, dass sie trotzdem auftauchen würden. Das, erzählt Marisa, erwies sich als ein Segen: Als Mitglieder einer gegnerischen Familie auftauchten, um Marisa und ihre Verwandten zu ermorden, wurden sie von der Polizei geschnappt.

Da ihr Vater oft auf der Flucht war, wurde Marisa immer tiefer ins Familienunterneh-



Bei Rot über die Kreuzung: Vater Emilio, Grossvater.



«Sie hatte es im Blut wie ich»: Grossmutter Maria Serraino, Marisa (r.).

men reingezogen. «Meine Rolle war, Geld ins Ausland zu bringen, um Drogen zu bezahlen», erinnert sie sich. «Ich ging jeweils mit altmodischer Unterwäsche in den Flieger, in der ich Millionen versteckt hatte. Wir wurden extrem reich.» Ihr Antrieb sei aber weniger das Geld gewesen als die Erwartungen ihres Vaters. Sie sei die Einzige gewesen, der er getraut habe, sagt sie, und mit der Zeit «wurden Waffen, Razzien und all das für mich ganz normal».

Als es zwischen ihrer Familie und einem anderen Mafiacian zu einem heftigen Territorialkampf kam, transportierte Marisa jeweils Waffen in den Geheimfächern ihres Autos. Ihr Vater hatte sich mit einem Waffenhändler im Balkan angefreundet, und so fiel für die Fami-

lie einiges aus dem Bosnien-Krieg ab: Sprengstoff, Kalaschnikows, Granaten und sogar Raketenrohre. Die immer schlimmer werdende Blutfehde machte ihr nicht viel aus, sagt sie. «Meine Familie musste zurückschlagen, das war normal und richtig so.»

Zu schaffen machte ihr hingegen die zunehmende Kokainsucht ihres Mannes kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes. Nach der Geburt von Lara war Marisa sogar drauf und dran, sich aus dem Familienunternehmen zurückzuziehen, doch mit solchen Überlegungen war es vorbei, als Marisas Vater am 31. Juli 1992 in Portugal verhaftet wurde. «Ich musste das Steuer in die Hand nehmen, sonst wäre alles kaputtgegangen», sagt sie. «Niemand hat mich dazu gezwungen, sondern ich fühlte mich dazu ver-



«Extrem reich»: 14-jährige Marisa, Verwandte.



Polizisten an der Hochzeit: Ehemann Bruno, Tochter Lara.

pflichtet. Wenn das Schiff am Sinken ist, läufst du nicht weg.» Ihrem Vater zu helfen, sagt sie, sei ihr «sogar noch wichtiger gewesen als meine Tochter».

Während sie Windeln wechselte, leitete Marisa also einen Mafiacian, unterstützt von den Gefolgsleuten ihres Vaters und ständig bewacht durch drei bewaffnete Männer. «Ich hätte alles tun können, meine Macht war riesig», sagt Marisa. «Einer meiner Onkel hat mich herausgefordert und gesagt, ich sei zu jung für den Chefposten. Ich hab ihm gesagt, er solle sich verpissen.»

Bald fasste man den Plan, ihren Vater aus dem Gefängnis zu befreien. Er war schon dreimal ausgebrochen (einmal, indem er die Kleider tauschte mit seinem Bruder, der zu Besuch

gekommen war), weshalb die Sicherheitsvorkehrungen verschärft worden waren. Um ihn zu befreien, kaufte Marisa einen Hubschrauber. «Mein Team stand bis an die Zähne bewaffnet bereit. Doch die Polizei bekam Wind davon und verstärkte die Sicherheitsmassnahmen. Sie haben den Hubschrauber in der Nähe des Gefängnisses gefunden, kurz bevor der Ausbruch stattfinden sollte.»

Marisa beschloss, sich mit ihrer Tochter bei ihrer Mutter in Blackpool zu verstecken. Doch eines Tages tauchten britische Beamte mit einem Haftbefehl auf, und 1994 wurde Marisa wegen Geldwäscherei und Drogenhandel zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

«Sie haben mich in eine Frauenabteilung im Gefängnis von Durham verlegt», sagt sie und

erinnert sich an die Eskorte durch einen Hubschrauber während des Transports. Den grössten Teil ihrer Strafe sass sie im berühmtesten H-Trakt des Gefängnisses von Durham ab. «Da war ich eingesperrt mit Triebtäterinnen und Mörderinnen wie Rosemary West, die massenhaft Kinder umgebracht hatte, darunter ihre eigene Tochter», sagt sie. «Es war beunruhigend, mit diesen Ungeheuern im selben Raum zu sein, wenn Lara mich besuchen kam.» Gefürchtet habe sie sich jedoch nie. «Angst? Nein. Bloss geekelt hab ich mich. Ich hätte mich gewehrt, wenn sie in meine Nähe gekommen wären. Die hätten Angst haben müssen, nicht ich.»

Plötzlich auf freiem Fuss

Nachdem Marisa ihre Strafe in Grossbritannien abgesessen hatte, wurde sie in Handschellen in einem Flugzeug nach Italien gebracht, wo sie vor Gericht gestellt und zu zehn weiteren Jahren Gefängnis verurteilt wurde wegen ihrer Tätigkeit bei der Mafia. Doch ihre Anwälte konnten das Urteil aufheben wegen eines verfahrenstechnischen Fehlers bei der Auslieferung. «Wegen eines Formfehlers haben die mich also plötzlich freigelassen.»

Das war die Gelegenheit, neu anzufangen, das Gefängnis und ihre Vergangenheit hinter sich zu lassen. Doch die Gewalt liess sich nicht so leicht abschütteln.

Marisa, die Bruno verlassen hatte, reiste nach Grossbritannien zu ihrem neuen Lieb-

Mit der Zeit «wurden Waffen, Razzien und all das für mich ganz normal».

haber Frank. «Wir waren brutal verliebt», sagt sie. Auch Frank hatte in Durham gesessen wegen Juwelenraubs. Die beiden schrieben einander fast vier Jahre lang, bis er freigelassen wurde. Er versprach, sein Leben zu ändern. Doch eines Nachts kam er nicht nach Hause. Am nächsten Tag rief einer seiner Freunde an. «Tut mir sehr leid», sagte er Marisa, die im dritten Monat schwanger war. Frank sei durch einen Kopfschuss umgekommen.

Ihr Sohn Frank junior ist mittlerweile elf. Er hat ein rundes Gesicht und wache Augen und spielt gern mit den orangen Spielzeugpistolen, die es im Haus gibt. Er wirkt nett und schüchtern. «Manchmal stelle ich mir vor, dass er Vergeltung übt für den Tod seines Vaters», sagt Marisa. «Man hat mir zwar gesagt, es sei keine Absicht gewesen, aber der Typ, der Frank erschossen hat, läuft immer noch frei herum.»

Lizenz zum schrankenlosen Töten

Erstmals ist ein juristisches Dokument über den US-Drohnenkrieg an die Öffentlichkeit gelangt. Die Obama-Regierung verschafft sich darin das Recht, jeden Terrorverdächtigen jederzeit und überall zu liquidieren. Der Präsident hat die Kritik daran unbeschadet überlebt. *Von Urs Gehrig*



«Tontauben schießen»: amerikanischer Präsident Obama.

So hat man ihn wahrhaftig noch nie gesehen. Gewehr im Anschlag, Ziel im Visier, peng! «Präsident der Vereinigten Staaten schießt Tontauben», steht unter dem Bild, das ein Obama-Mitarbeiter letzte Woche auf Flickr veröffentlichte. Offenbar will das Weisse Haus damit den Eindruck zerstreuen, der Präsident, der eine Verschärfung des Waffenrechts anstrebt, sei grundsätzlich gegen Waffen.

Dabei hat Obama die Kraftmeierei gar nicht nötig. Ein Blick auf den Anti-Terror-Krieg zeigt: Der Friedensnobelpreisträger ist tougher als die unerschrockenste Taube wahrhaben möchte: Pausenlos lässt der Präsident seine Drohnenflotte kreisen. Wer ins Visier gerät, wird liquidiert. Schnell und ohne qualvolles Schreien wie in Bushs Folterkellern.

«Diese Angriffe sind legal, sie sind ethisch untadelig, und sie sind weise», behauptet Präsidentensprecher Carney. Wie legal, weiss niemand so genau. Eine der wenigen Bekannten im verdeckten Krieg ist der Name des Architekten: John Brennan, 57. Er verfügt über eine geheime Luftwaffe von bis zu 6000 Drohnen. In seinem Büro im Soussol des Weissen Hauses stellt er die *kill list* zusammen. Ist Obama mit diesen Empfehlungen einverstanden, gibt er die Terrorverdächtigen zum Abschuss frei.

Jetzt, da Obama Brennan zu seinem CIA-Chef nominiert hat, musste dieser standesgemäss vor

dem Geheimdienstausschuss des US-Senats Rede und Antwort stehen. So ist es wohl kein Zufall, dass dem TV-Sender NBC zwei Tage vorher ein Memorandum zugespielt worden war, das erstmals Einblick gibt, wie freihändig das Weisse Haus über Leben und Tod entscheidet.

Das nicht mit Namen gezeichnete und undatierte *white paper* umfasst sechzehn Seiten. Demnach ist eine Drohnenexekution gerechtfertigt, wenn drei Bedingungen erfüllt sind. Erstens muss ein «informierter ranghoher Beamter» zu der Überzeugung gelangen, dass es sich bei einem Verdächtigen um einen Terroristenführer handelt und dass von diesem «eine unmittelbare Gefahr für einen gewaltsamen Angriff gegen die Vereinigten Staaten ausgeht». Zweitens muss eine Gefangennahme des Verdächtigen als «nicht praktikabel» befunden werden. Drittens wird festgehalten, dass bei einem Angriff die vier Grundsätze des Kriegsrechts beachtet werden sollen: Der Militärschlag muss notwendig, präzise geführt, verhältnismässig und menschlich sein.

Diese Lizenz zum Töten scheint juristisch stringent gestrickt, entlarvt sich bei genauer Lektüre aber als Dokument voller Gummiparagrafen. Die einschränkenden Bedingungen werden so aufgeweicht, dass sie faktisch kaum Grenzen setzen. Damit eine Bedrohung von dem «ranghohen Regierungsbeamten» als «unmittelbar»

eingestuft werden kann, reicht der allgemeine Verdacht, dass die anvisierte Person «unlängst» in entsprechende «Aktivitäten» involviert gewesen ist. Die Schlüsselbegriffe «unlängst» und «Aktivitäten» werden nicht definiert.

Gebot der «Menschlichkeit»

Auch die Einschränkung, dass eine Festnahme nicht möglich ist, bedeutet nur, dass zu einem genau bestimmten Zeitpunkt die Festnahme nur unter hohem Risiko für die Soldaten möglich scheint. Bis ins Groteske wird die dritte Einschränkung gedehnt: Das Gebot der «Menschlichkeit» eines Angriffes ist bereits dann erfüllt, wenn «unnötiges Leiden vermieden» wird. Wie sich selbiges von notwendigem Leiden unterscheidet, würde man gern wissen, man findet aber in dem Dokument kein Indiz dafür.

Zivilisten gilt es gemäss Gutachten nur dann zu schonen, wenn «deren Leiden übermässig wäre im Vergleich zum erwarteten militärischen Vorteil». Aus ein paar tausend Kilometer Entfernung vermochten Obamas Henker offenbar zu urteilen, dass der Tod von 890 Zivilisten, unter ihnen 176 Kinder, kein «übermässiges» Leiden darstellte. So hoch ist der «Kollateralschaden» des Drohnenkrieges gemäss Erhebungen des Bureau of Investigative Journalism in London. Die Gesamtzahl der Toten bei den gut 310 Drohnenangriffen in Pakistan seit dem Amtsantritt Obamas wird auf 2600 bis 3400 beziffert.

Das *white paper* wurde im Justizministerium verfasst, ist eine Kurzfassung eines längeren Rechtsgutachtens und trägt den sperrigen Titel «Die Rechtmässigkeit tödlicher Operationen gegen einen amerikanischen Staatsbürger, der ein Führungsmitglied von al-Qaida oder einer verbündeten Gruppe ist». Ob für den Abschuss von Nichtamerikanern die gleichen «scharfen» Vorschriften gelten, geht aus dem Papier nicht hervor.

Nach Jahren des Schweigens haben US-Medien erstmals hartnäckige Fragen gestellt. Ob es humaner sei, «auf jemanden eine Bombe zu werfen, als ihn zu foltern», wollte ein Journalist wissen. Bedenken füllten Meinungsspalten, wohllosiert versprühten Kolumnisten eine Prise Moral. Bereits scheint sich das Kritikgewitter zu verziehen. Nach einer weiteren Anhörung am Dienstag (nach Redaktionsschluss) wird Brennan voraussichtlich als CIA-Direktor bestätigt. Und Obama, der das leise Töten mit der Passion eines abgeklärten Rosenzüchters kultiviert, hat sich einmal mehr miraculös ohne jeglichen Kratzer aus der Affäre gezogen. ○

Für Listen zu gut

Frank Ocean war der heisse Tipp für die Grammy Awards. Mit Ach und Krach wurde er einmal ausgezeichnet. Egal – der Mann ist vermutlich ein Genie. *Von Thomas Würdehoff*

Ja, es gibt einen weltweiten Rummel um dieses Album, so, wie oft ein Rummel um irgendwelche Nichtigkeiten entsteht. Gelegentlich feiert man ja Künstler frenetisch, bevor sie ein Werk überhaupt nur geplant haben. Inzwischen hyperventiliert eine ganze Medienindustrie zu Jahresbeginn, um möglichst als Erste die besten Songs, die besten Maler, die besten Autoren als Versprechen für die neue Dekade zu orakeln. So begann auch der Hype um Frank Ocean, der im Dezember 2011 von der BBC als Zweiter auf der Liste der Pop-Versprechen für das Jahr 2012 platziert wurde.

Damit endet auch schon der belanglose Teil in der Vita jenes Christopher Breaux, der am 28. Oktober 1987 in Long Beach, Kalifornien, geboren wurde. Denn als sein Erstling «Channel Orange» im vergangenen Juni das Licht der Welt erblickte, waren alle so fassungslos, dass es eine Weile dauerte, bis man die tatsächliche Dimension dieses Albums übersah. Um es gleich vorweg zu sagen: «Channel Orange» von Christopher Breaux, genannt Frank Ocean, ist vermutlich das bahnbrechende Meisterwerk des Pop dieser Zeit.

Misstrauisch beäugt die Branche diesen Geniestreich noch immer. Bei der Verleihung der diesjährigen Grammy Awards ging das hochkomplexe «Channel Orange» beinahe leer aus – nominiert war Frank Ocean in sechs Kategorien, die Auszeichnung gab es dann gerade mal für «Best Urban Contemporary Album».

«Lonny» (so sein Spitzname im Familienkreis) hat sicher so viele musikalische Gesichter wie Namen, aber der Mann hat schon jetzt eine künstlerische Identität. «Die meisten Leute versuchen einem Rezept, einer musikalischen Blaupause, zu folgen», sagt Oceans Produzent Om'Mas über die gegenwärtige Szene, «aber wenn du keine Vision hast, endest du im Nirgendwo.»

Vision ist ein starkes Wort – bei Oceans Werk wird es zum Spiegel. Denn Frank Ocean schafft es tatsächlich, eine Wiederbelebung des alten Schlachtschiffs namens Soul in die Wege zu leiten. Doch anders als manche seiner Mitkombattanten in der R'n'B-Szene, die sich meistens im Kramladen alter Stax- oder Motown-Sounds umtun und bedienen, bricht sich bei Newcomer Ocean eine ganze Flut von Seelenschmerz Bahn – ohne jemals mit tränenreichen Larmoyanzen zu nerven.

Die Songs auf «Channel Orange», die oftmals von geradezu unaushaltbar berührenden Melodien gestreift werden, ähneln immer wieder einem Gemälde. Niemals folgen sie dem

üblichen Handlungsschema A-B-A, Ocean gehorcht vielmehr bedingungslos seinen inneren Assoziationsabläufen.

Wie Steakmesser über dem Kopf

Die Ursprünge von Oceans Fantasie lassen sich nur schwer erraten: Im Aufnahmestudio lässt er Poster von Pink Floyd oder auch Filmplakate von Bruce Lee aufhängen, er liebt Filme von Wes Anderson («Moonrise Kingdom») oder Musik von Radiohead und auch Céline Dion, von deren melodramatischem Seufzertum er aber meilenweit entfernt ist. Frank Oceans Ding ist nicht die heroische Selbstentäußerung, sein kreativer Quell ist wohl eher das Wort.

So liegt dem wohl besten Song seines Debütalbums, «Bad Religion», ein Selbstgespräch über Einsamkeit und Gleichgültigkeit zugrunde, das mit Sprachbildern aufwartet, die für den Pop zumindest ungewöhnlich dicht sind. Held der Nummer ist ein Fahrgast, der an seinen anonymen Taxifahrer einen längeren Schmerzenschwall lostritt: «Taxi driver, I got three lives/Balanced on my head like steak knives / I can't tell you the truth about my disguise / I can't trust no one... / If it brings me on my knees / It's a bad religion».

Drei Leben, die wie Steakmesser über dem Kopf balancieren, Orgelmusik und Streichorchester – das kann gefährlich danebengehen, doch bei Oceans eindringlicher Stimme, die

oft genug an Momente von Sam Cooke, Marvin Gaye oder James Carr erinnert, wird der Song zum existenziellen Sound-Thriller. Und das ist das Erstaunliche an diesem Album: Ocean greift zwar in die Trickkiste des Rap, des Trip-Hop, des Soul – eine eklektizistische oder wohlfeile Ansammlung nostalgischer Zitate wird das nie. Oft genug erinnert «Channel Orange» an die Dämonie und Zwanghaftigkeit von TV-Serien wie «Breaking Bad».

Eigentlich zu starker Tobak für die Industrie. Nachdem Frank Ocean zunächst von seiner Plattenfirma Def Jam zwar unter Vertrag genommen, aber immer wieder «vergessen» wurde, begann er sein Album auf eigene Faust aufzunehmen. Parallel dazu verdingte er sich bei Stars wie Beyoncé, Justin Bieber und John Legend, half beim Songwriting aus und konnte schliesslich das eigene Label mit diesen Fremderfolgen unter Druck setzen. Def Jam finanzierte ihm letzten Endes die aufwendige Produktion und gab ihm sämtliche Freiheiten. Dennoch: Ein weiteres Album ist vorerst noch nicht abzusehen, Ocean schreibt an seinem ersten Roman; anschliessend will er sich zwei Jahre Auszeit nehmen, um über weitere Musik nachzudenken.

Genormte Formate sind von ihm jedenfalls nicht zu erwarten. Für Listen ist dieser Mann einfach zu gut.

Frank Ocean: Channel Orange. Def Jam



Wiederbelebung des Soul: Christopher Breaux, genannt Frank Ocean.

Bild der Freiheit

Gustave Courbets «L'Origine du monde» ist eines der skandalträchtigsten Gemälde der Kunstgeschichte. Jetzt will ein Forscher den Kopf zum berühmten Unterleib gefunden haben. Doch erst die Kopfflosigkeit macht das Bild zum Meisterwerk. *Von Mathias Döpfner*

Als ich 2008 das New Yorker Metropolitan Museum of Art betrat, um die grosse Gustave-Courbet-Ausstellung zu sehen, hatte ich nur ein Ziel: «L'Origine du monde», den Ursprung der Welt. Ungeduldig lief ich durch die Räume der umfassenden Retrospektive des französischen Begründers des «Realismus». Als ich den Saal mit den weiblichen Akten endlich erreicht hatte, sah ich statt des Bildes einen schwarzen Samtvorhang. Davor ein Schild: «Kinder unter 18 Jahren haben keinen Zutritt». Ich schob den Vorhang zur Seite und betrat den abgeteilten Raum. Und da hing es dann. Eines der bedeutendsten Bilder der Kunstgeschichte in einem der bedeutendsten Museen der Welt – verklemmt versteckt und inszeniert wie das Fenster in der Kabine einer Peepshow. Ein Skandal.

«L'Origine du monde» ist 46 Zentimeter hoch und 55 Zentimeter breit, gerahmt in vergoldeten, aufwendig ornamentierten Gründerzeitschnörkeln. Zu sehen ist: ein weiblicher Körper, ohne Kopf und ohne Füße, reduziert auf die Partie vom Oberschenkel bis zu den Brüsten, konzentriert auf eine schwarzbehaarte Scham in der Bildmitte, die sich zu einem dunkel-rötlichen Spalt öffnet. Der linke Schenkel ist leicht gespreizt, auf der hellbronzefarbenen Haut sieht man die blauen Äderchen mäandern, der Bauch ist etwas gewölbt, üppig oder – wie die Interpreten seit einigen Jahren vermuten – in einer frühen Phase der Schwangerschaft. Über der rechten Brustwarze am oberen Bildrand beginnt der Stoff einer weissen Bluse oder eines Bettlakens, das, in Wellen fallend, den Torso einrahmt. Alles in diesem Bild konzentriert sich auf das schwarze Dreieck in der Mitte, in dem man jedes Härchen einzeln ausmachen kann wie auf einem Foto. Das Dreieck reizt und droht dunkel wie ein alles verschlingender Schlund, in den alles drängt und aus dem alles kommt: «L'Origine du monde», der Ursprung der Welt.

Gustave Courbets 1866 eher mit minutiöser denn mit schwungvoller Peinture gemaltes Bild ist nicht nur ein lange verschollenes Hauptwerk des französischen Realismus – es ist bis heute der Inbegriff des Kunstskandals.

Eine angeblich spektakuläre Enthüllung des Magazins *Paris Match* hat es dieser Tage wieder in die Schlagzeilen gebracht: Endlich sei der zum Torso gehörende Kopf des Aktmodells aufgetaucht. Die Experten streiten noch, ob der Fund ein echter Courbet ist oder ein grosser Bluff. Fest

steht schon jetzt: Das singuläre Werk muss selbst für den eher unwahrscheinlichen Fall, dass die Leinwände tatsächlich ursprünglich zusammengehörten, wohl nicht neu gedeutet werden. Denn dann war es höchstwahrscheinlich Courbet selbst, der diesen und genau diesen Ausschnitt ohne Kopf auswählte und zum autonomen Kunstwerk machte. Erst die Kopfflosigkeit macht das Bild zum Meisterwerk.

Seine Rezeptionsgeschichte ist eine Chronik der Grenzüberschreitungen und Verklemmungen, der Provokation und der Prüderie. Es hat bis



Bildgewordener Skandal: Gemälde «L'Origine du monde».

heute zahllose Künstler zu Kopien, Adaptionen, Paraphrasen inspiriert. Es hat Verbote, Empörung und Zensur provoziert. Es hat Debatten über Feminismus, Sexismus, Pornografie ausgelöst und vor allem Diskussionen darüber, was Kunst darf und was nicht. «L'Origine du monde» ist der bildgewordene Skandal an sich.

«Bringt mir einen Engel!»

Warum eigentlich? Das Bild zeigt doch nur einen Teil des weiblichen Körpers, wenngleich mit einer solch präzisen fotografischen Genauigkeit, dass man es aus der Ferne tatsächlich für ein Foto hält. Was ist es? Die anatomische Darstellung des weiblichen Geschlechtsorgans, wie sie schon Leonardo da Vinci ein paar Jahrhunderte zuvor versucht hatte? Oder Pornografie, wie sie der Pariser Fotograf Auguste Belloc 1860 in praktisch identischer Bildanordnung produzierte? Für Anatomie spricht die Genauigkeit, der Realismus der Malerei. Für Pornografie der Bildausschnitt, der den Körper durch seine Kopfflosig-

keit anonymisiert und so auf das rein Geschlechtliche reduziert. Doch «L'Origine du monde» ist weder das eine noch das andere. Courbets Arbeit ist Kunst.

Indem er das Naturwissenschaftliche und das Pornografische, das scheinbar Selbstverständliche, das Natürlichste schlechthin in einen Kontext rückt, in dem es bisher nichts zu suchen hatte, in einen Bilderrahmen, gehängt an die Wand eines Sammlers oder eines Museums, erzeugt der Künstler den Skandal. Genau in dieser kreativen Grenzüberschreitung, im Tabubruch, befreit sich die Darstellung zur Kunst. «L'Origine du monde» ist die künstlerische Freiheit in ihrer archaischsten Form, der Inbegriff dessen, was man offenbar bis heute nicht zeigen und nicht sehen darf. Das gilt selbst bei Facebook.

«Skandalon» bezeichnete im Altgriechischen das Hölzchen im Schnappmechanismus einer Falle. Die übertragene Bedeutung verdanken wir einem Komödiendichter: Bei Aristophanes ist «skandalon» das aufsehenerregende Ärgernis, der empörende Vorgang – die moralische Falle. «Sie brauchen drei Elemente, um sinnvollerweise von einem Skandal sprechen zu können: zuerst eine Normverletzung, irgendeine Form von Normübertretung, eine moralische Verfehlung; dann jemanden, der davon berichtet, einen Verräter, einen Informanten, einen Journalisten, der eine Enthüllung bekanntgibt; und schliesslich ein Publikum, das sich empört. Die kollektive Empörung des Publikums ist das dritte Wesenselement des Skandals, erst dann macht es Sinn, von einem Skandal zu sprechen», schreibt der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen, Mitherausgeber des Buches «Skandal! Die Macht öffentlicher Empörung». Kürzer hat es Dario Fo formuliert: «Der Skandal ist die Katharsis der bürgerlichen Gesellschaft.» Und genau diese Rolle spielt Courbets Radikal-Akt von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute.

Der 1819 geborene Gustave Courbet sagte einmal über sich: «Sie nennen mich den sozialistischen Maler. Ich akzeptiere diesen Titel mit Freude. Ich bin nicht nur Sozialist, sondern auch Demokrat und Republikaner, in einem Wort: Partisan aller Revolutionen dieser Welt, und vor allem bin ich Realist. Realist bedeutet: ein aufrichtiger Liebhaber der ehrlichen Wahrheit.»

Idealisierung, Schönfärbung, Allegorie, religiöse und metaphysische Entrückung sind

Courbets Sache nicht. Als er einmal gefragt wurde, warum er Frauen nicht wie Engel male, soll er gesagt haben: «Bringt mir einen Engel ins Studio. Dann male ich ihn.»

Es ging Courbet nicht um Genauigkeit, sondern um Erkenntnis. Der Wahrheit ins Auge zu sehen, kann sehr verstörend sein. Indem der schöpferische Akt etwas Vorhandenes, eine Sehgewohnheit etwa, zerstört, provoziert er die Empörung und damit den Skandal. Und genau das tat «L'Origine du monde». Courbet löste den weiblichen Akt aus seinem üblichen Kontext. Nicht der nackte weibliche Körper an sich schuf den Skandal. Skandalös war, dass der nackte Frauenkörper keine Göttin, keine Figur aus mythologischen, historischen oder biblischen Geschichten war. Eine nackte Venus war kein Skandal. Ein nackter Engel auch nicht. Aber eine nackte Frau, ein Gemälde, das nichts als einen unbedeckten weiblichen Körper darstellt, ohne Kopf, ohne Gesicht, ohne Individualität, das war neu und ungehörig.

Die Geschichte des Bildes ist eine Geschichte der Empörung und der Befreiungsversuche – des Künstlers und der Betrachter. Leitmotiv bei der Betrachtung des Bildes war über 150 Jahre hinweg die Verhüllung, das verschämte Verstecken des Gemäldes hinter einem Vorhang. Courbet selbst hat über diese Schlüsselarbeit wenig hinterlassen, in seinen Briefen und Schriften wird das Werk so auffällig ignoriert, als dürfe es nicht existieren. Der Bedeutung dieser Arbeit indes war sich Courbet voll bewusst. Dokumentiert wird das in einem Bericht des Schriftstellers Ludovic Halévy, der am 27. Mai 1882 mit dem Politiker Léon Gambetta zu Abend isst. Gambetta erzählt dabei von einer Begegnung im Haus des türkischen Diplomaten Khalil Bey: «Wir waren bei Khalil Bey, der dieses berühmte Bild besass. Eine nackte Frau, ohne Füße, ohne Kopf. Nach dem Abendessen schauten wir sie voller Bewunderung an. Unsere enthusiastischen Reaktionen wollten kein Ende nehmen: Es ist grossartig, offenkundig ein Meisterwerk. Das ging zehn Minuten so. Courbet konnte nicht genug davon kriegen. Dann hielten wir inne, es gab nichts mehr hinzuzufügen, und da sagte Courbet in seiner kehligen, schleppenden Sprechweise: <Sie finden es schön – und damit haben Sie recht. Ja, es ist schön, und hören Sie: Tizian, Veronese, Raphael und ich – wir haben nichts Schöneres gemalt als das.>»

Khalil Bey, türkisch-ägyptischer Diplomat und vormaliger Botschafter in Athen und Sankt Petersburg, lebte seit Mitte der 1860er Jahre wieder in Paris und war als Spieler, Frauenheld und Kunstsammler bekannt. Ob er Courbet zu dem Werk anstiftete oder ob er es lediglich als Erster erwarb, ist bis heute nicht

bekannt. Fest steht, dass er die Arbeit in einem Séparée hinter einem grünen Vorhang versteckte und nur für gute Freunde enthüllte.

Nach zehn Jahren wieder aufgetaucht

Was Khalil Bey seinen Freunden damals zeigte, provozierte nicht nur seine muslimischen Besucher, es stiess auch bei Nichtmuslimen überwiegend auf Ablehnung und moralische Empörung. So berichtete der Schriftsteller Maxime du Camp: «Es war eine Gefälligkeit für einen wohlhabenden Moslem, der seine Phantasien in Gold aufzuwiegen bereit war und in Paris eine gewisse Bekanntheit für seine verschwenderische Lebensweise genoss. Courbet – derselbe, dessen anmassend erklärtes Ziel es war, die französische Malerei zu revitalisieren – malte ein weibliches Porträt, das alles andere als einfach zu beschreiben ist. [...] Es gibt ein Wort für Leute, die fähig sind, solchen Schmutz zu produzieren, der die Bücher



Spektakuläre Enthüllung? Zum Torso gehörender Kopf.

eines Marquis de Sade illustrieren könnte. Aber ich nenne das Wort nicht, weil es nur im Schlachterhandwerk benutzt wird.»

Nach Khalil Beys Tod im Jahr 1879 tauchte das Courbet-Werk erst zehn Jahre später wieder in der Hinterstube eines Händlers auf. Und wieder: versteckt hinter einem anderen, vergleichsweise bedeutungslosen Bild von Courbet, das wie eine Art Schutzleinwand vor das eigentliche Bild gespannt war. Dabei blieb es, als «L'Origine du monde» nach vielen Eigentümerwechseln in den Händen von Jacques Lacan landete. Einen passenderen Besitzer hätte es nicht geben können. Als einer der führenden Psychoanalytiker Frankreichs konzentrierte sich Lacan bei seiner Neuinterpretation Freuds vor allem auf die erotische Sublimation. Dabei spielten Scham und Enthüllung eine zentrale Rolle.

Auch Lacan verhüllte das Bild. Für ihn definierte gerade die Verhüllung, der Vorhang die Ikonografie von «L'Origine du monde». Die Tarnung, die ablenkende Ersatzleinwand, das

verschämte Verstecken gehören für ihn untrennbar zum Werk.

Der Vorhang steht wie die Bekleidung des nackten Körpers nicht nur für Scham, sondern – in der Entkleidung, der Enthüllung, der Befreiung – auch für Schamlosigkeit. Er ist Teil des erotischen Spiels. Der Vorhang minimiert die Sexualisierung des Motivs nicht, er verstärkt sie. Dessen war sich schon der erste Besitzer des Bildes, Khalil Bey, genauestens bewusst. Es mutet aus heutiger Sicht wie eine ironische Pointe an, dass ausgerechnet ein Muslim rezeptionsgeschichtlich für immer mit der radikalsten Enttabuisierung und Enthüllung der Kunstgeschichte verbunden bleibt – ein Vertreter jener Religion also, die wie keine andere das Weibliche und Sexuelle tabuisiert, versteckt und verhüllt. In der Sure 33, 59 heisst es: «O Prophet, sag deinen Gattinnen und deinen Töchtern und den Frauen der Gläubigen, sie sollen etwas von ihrem Überwurf über sich herunter ziehen.» So gesehen wird «L'Origine du monde» erst erträglich, wenn die blossе Vagina verschleiert und verhüllt ist wie von einer Burka.

Khalil Bey war in verschiedener Hinsicht ein bemerkenswerter Mann: Er wurde später zum Staatssekretär im Aussenministerium und zum Justizminister berufen, trat aber auch als Schriftsteller politischer Essays in Erscheinung, in denen er ein modernes Türkei-Bild propagierte. Er setzte sich für die Umwandlung des Sultanats in eine konstitutionelle Monarchie westlichen Stils ein, forderte gleiche Rechte für Muslime und Christen sowie insgesamt eine liberale, freiheitliche Türkei. Der Tabubruch, die Provokation, wurde also nicht aus verklemmter Doppelmoral heraus in den eigenen vier Wänden inszeniert, sondern von einem, der die moderne Zeit und ihre Möglichkeiten schätzte, der eine moderne Türkei wollte und heute wie ein Vorläufer Atatürks anmutet. Die Geste erotischer Freizügigkeit und Befreiung war also gezieltes gesellschaftspolitisches Programm.

Umso auffregender ist deshalb die Vermutung, dass die Farbe des Vorhangs von dem ersten Besitzer von «L'Origine du monde» nicht zufällig gewählt wurde: Grün. Khalil Bey, erfahren in der Ikonografie des Islam wie des Christentums, dachte bei seiner Verhüllungsinszenierung möglicherweise nicht nur an den Schleier der Muslimin. Grün ist die Farbe des Islam, da der Prophet Mohammed sich bevorzugt in Grün gekleidet haben soll. Aber Grün hat noch einen weiteren Bedeutungszusammenhang. Vorbild soll vor allem die «Sixtinische Madonna» von Raffael gewesen sein, eine Ikone des Katholizismus. Hier wird das wolken- und engelgerahmte Heiligenbild, hinter einem gemalten tiefgrünen Samtvorhang in

der oberen Bildhälfte, enthüllt. Der Tabubruch wird durch diese Inszenierung zum muslimischen und christlichen Tabubruch. Indem Khalil Beys grüner Samtvorhang nicht mehr die heilige Maria mit Kind, sondern die Scham einer Frau ver- und enthüllt, potenzieren sich die beiden zentralen Kategorien des Kunstskandals. «L'Origine du monde» wird so zum parareligiös-sexuellen Metaskandal.

Künstlerische Kreativität ist von zwei Grundimpulsen geprägt: der Sehnsucht nach dem Religiösen und der Sehnsucht nach dem Erotischen. Zwei Urmotive der Kunst sind Gott und Weib. In beiden Fällen geht es darum, die Angst vor dem Tod zu überwinden. Die Endlichkeit, mitunter auch die Banalität des biologischen Seins, des Lebens an sich, lässt sich nur überwinden mit dem Trost des Göttlichen, der Hoffnung auf das Jenseits. Oder mit dem Trost des Triebhaften, des Dionysischen, das im ekstatischen Moment der organischen Vergänglichkeit entflieht. Auf der Flucht vor dem Tod wird der eine Eremit, der andere Ekstatiker. Der Einzige aber, der beim Davonrennen zumindest eine Chance hat, erfolgreich zu sein, ist der Künstler. Der Antrieb für sein Werk ist, ob er es zugibt oder nicht, die Hoffnung auf Unsterblichkeit.

1908 fand man in Willendorf an der Donau auf der Kuppe eines Weinbergs eine elf Zentimeter hohe Skulptur aus Kalkstein. Ihr Alter wurde auf 25 000 Jahre bestimmt – sie stammt also aus der jüngeren Altsteinzeit. Die «Venus von Willendorf» stellt eine nackte Frauenfigur dar. Ihre Hüften sind kräftig, ihr Bauch steht vor, und ihr Gesäss ist ausgeprägt. Brust, Bauch und Schenkel sind durch tiefe Gravuren modelliert. Die Schenkel sind besonders üppig. Detailliert sind die Geschlechtsmerkmale ausgeformt. Das Steinzeitkunstwerk stellt damit eine auf das geschlechtlich Wesentliche reduzierte Frau dar. Eine Frau aus Brüsten, Schenkeln und einer überdimensionalen, sorgfältig modellierten Vagina.

Zehn Jahre später wurde in der Karsthöhle Hohler Fels am Südhang der Schwäbischen Alb eine noch ältere Figur gefunden, wieder eine Frau. Die «Venus vom Hohlen Fels» ist eine aus Mammut-Elfenbein geschnitzte, etwa sechs Zentimeter hohe Figur. Ihr Alter wird auf 35 000 bis 40 000 Jahre geschätzt, womit sie die älteste bekannte Darstellung eines Menschen ist. Auch hier gibt es wieder überdimensionierte Brüste, ein akzentuiertes Gesäss und einen deutlich modellierten Genitalbereich. Auch hier also geht es, ganz wie bei Courbets «L'Origine du Monde», um die auf das Geschlechtliche reduzierte Frau, ein Symbol der Fruchtbarkeit. Die Kunstgeschichte begann mit der sexuellen Überhöhung des weiblichen Körpers.

Die erste lebensgrosse Darstellung des nackten weiblichen Körpers in der Antike war wohl

die Aphrodite von Kos, geschaffen etwa 350 v. Chr. von Praxiteles. Er fertigte, nachdem er von den Bürgern der Stadt den Auftrag erhalten hatte, zwei Versionen an: eine bekleidete und eine völlig nackte Aphrodite. Der erste Kunstskandal war da. Die schockierten Einwohner von Kos wiesen die Nackte empört zurück und wählten sittsam die bekleidete Version. Deren Aussehen ist nicht bekannt, schon damals scheint sich keiner wirklich für sie interessiert zu haben. Das unbekleidete Götterbild aber, die Skandalarbeit, wurde von einigen Einwohnern von Knidos erworben und in einem eigens dafür errichteten Tempel aufgestellt. Die Statue wurde weltberühmt, oft kopiert und wurde schon damals zu einer Art Touristenattraktion.

Wer heute durch die Gemächer des Vatikans wandelt und in der Sixtinischen Kapelle das wohl berühmteste Deckenfresko aller Zeiten bewundert, der wird in der Figuren- und Farbenpracht von Michelangelos «Das Jüngste Gericht» jede Menge spärlich bekleidete Figuren, vor allem junge Männer entdecken. Michelangelo Buonarroti hatte sie ursprünglich nackt gemalt. Der Künstler war – wenn man dem Stand der heutigen Wissenschaft folgt –

Worum geht es in diesen Werken? Um sexuelle Befreiung? Um die Sprengung von Schamgrenzen?

wohl homosexuell, und die Darstellung nackter Knaben erschien möglicherweise damals auch deshalb besonders anstössig. Entsprechend heftig waren die Reaktionen der Zeitgenossen. Im Jahr 1564 kam es zu der Entscheidung des Konzils von Trient, einige der Figuren des «Jüngsten Gerichts», die man für obszön hielt, zu bedecken. Der Auftrag, die sogenannten «Höschen», also abdeckende Stoffstücke, zu malen, erging an Daniele da Volterra, der unter dem Spottnamen «Braghettone» (Höschenmaler) in die Geschichte eingegangen ist.

Ärger mit der katholischen Kirche bekam auch Francisco de Goya mit seinem Bild «Nackte Maja», das eine nackte, auf einem Kissen ruhende Frau zeigt. Als ähnlich anstössig wurden schon Tizians «Venus von Urbino» von 1538 oder die besonders skurrilen Renaissance-Akte von Lucas Cranach – vor allem die «Drei Grazien» von 1530 und die abgründigen Gemälde der nackten oder halbnackten «Lucretia» – empfunden. Goyas «Maja» aber wird von dem Kunstkritiker Robert Hughes insofern als revolutionär angesehen, als hier die erste Darstellung von Schambehaarung in der westlichen Kunst verwirklicht wurde. Seine Wirkung hat dieses Detail nicht verfehlt. Der Kunstskandal nahm ein kritisches Ausmass an, als Goya vor die Inquisition zitiert wurde. Man wollte herausfinden, wer ihn beauftragt

hatte, das «obszöne» Bild zu malen. Seine Aussage ist nicht überliefert. Er kommt mit dem Schrecken davon und begibt sich ins Exil nach Frankreich.

«Die Kunst ist niemals keusch»

Einen noch grösseren Skandal löste der 1863 entstandene Akt «Olympia» von Edouard Manet aus. Das Schlüsselwerk für die Entwicklung moderner Malerei wurde zum ersten Mal 1865 im Pariser Salon gezeigt. Es zeigt eine auf einem Bett ausgestreckt liegende nackte junge Frau mit rotbraunem Haar. Ihr Oberkörper ist, halb aufgerichtet, gegen einige weisse Kissen gelehnt. Nicht nur ihren Oberkörper, sondern auch ihr Gesicht wendet sie offen dem Betrachter zu.

Auch bei der nach Manet wichtigsten Wende der modernen Malerei hin zum Kubismus und in die Abstraktion gab es einen Skandal – und wieder ging es um einen weiblichen Akt. Das 1907 von Pablo Picasso geschaffene Gemälde «Les Femmes d'Alger (O. J.)» zeigt fünf Prostituierte in einem Bordell. Das Bild, ein Wegweiser für die Kunst des 20. Jahrhunderts, wurde von vielen, selbst engen Freunden Picassos als unmoralisch angesehen und heftig kritisiert. Picasso sagte: «Die Kunst ist niemals keusch.» Die verstörende Kraft des Formalen, die sich auflösende Gegenständlichkeit wurden durch das Sujet – nackte weibliche Körper, unverhohlenen nackte weibliche Prostituierte – verstärkt. Mit der Freiheit der Form kam die Freiheit des Inhalts – und beides zusammen wirkte besonders unheimlich.

Worum geht es in all diesen Werken? Um sexuelle Befreiung? Um die Sprengung von Schamgrenzen? Wohl kaum. Es geht um den Ursprung der Welt, es geht um die letzten Dinge. Der nackte Körper ist das archaischste Thema der Kunst.

Natürlich gehört Scham unverzichtbar zur Rezeption eines Aktes. Mehr noch: Scham spielt eine zentrale Rolle im Spannungsfeld sexueller und gesellschaftlicher Freiheiten. Alle Gesellschaften kennen Schamgefühle, aber die Menschen schämen sich ganz unterschiedlicher Dinge. Am häufigsten entsteht Schamgefühl in Verbindung mit Nacktheit. Drei Bibelstellen aus dem Alten Testament illustrieren das gut. Heisst es im paradiesischen Zustand noch: «Beide, Adam und seine Frau, waren nackt, aber sie schämten sich nicht voreinander» (Genesis 2, 25), so bedeutet der Sündenfall auch, dass die Geschlechter ein Schamgefühl voreinander entwickeln: «Da gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten, dass sie nackt waren. Sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich einen Schurz» (Genesis 3, 7). Und als Gott nach Adam rief: «Wo bist Du?», antwortete dieser: «Ich habe Dich im Garten kommen hören; da geriet ich in Furcht, weil ich nackt bin, und versteckte mich» (Genesis 3, 9 f.).

In intellektuellen Milieus unserer Tage gehört es geradezu zum guten Ton, sich nicht durch Schamgefühle irritieren zu lassen. Der moderne westliche Mensch ist vergleichsweise schamlos – das gilt beim Nacktsonnen im Stadtpark, beim Besuch einer Theateraufführung, in der man cool den Auftritt nackter Schauspieler quittiert, und besonders natürlich bei der Besichtigung einer Kunstaustellung.

Als ich vor zwanzig Jahren, im Oktober 1991, im Museum Boijmans Van Beuningen in Rotterdam unter dem Titel «The Physical Self» eine von dem britischen Filmregisseur Peter Greenaway kuratierte Ausstellung besuchte, die sich mit dem nackten menschlichen Körper beschäftigte, liefen die Besucher noch verunsichert und teilweise offen empört durch die Säle. Insbesondere vor einer Vitrine mit lebenden menschlichen Nacktmodellen war das Entsetzen gross. Als im Herbst des Jahres 2008 im Museum Kunstpalast in Düsseldorf unter dem Titel «Diana und Actaeon» 300 Werke von Peter Paul Rubens, Pieter Bruegel und Rembrandt über Courbet, Lovis Corinth, Pablo Picasso und Gustav Klimt bis zu Cindy Sherman, Robert Mapplethorpe und Marlene Dumas gezeigt wurden, die alle eines gemeinsam hatten: den nackten menschlichen Körper, da war von Empörung, gar von Skandal nichts mehr zu spüren. Und als im Frühjahr 2010 das Museum of Modern Art (MoMa) in New York eine Gesamtschau der Performance-Künstlerin Marina Abramovic zeigte, bei der sich eine nackte Frau und ein nackter Mann so zwischen den Rahmen der Eingangstür stellten, dass man sich nur mit Körperkontakt an ihnen vorbeizwängen konnte, da galt das nur noch als cool. Aufgeregt hat sich keiner mehr.

Haben Courbet und Hunderte andere Künstler vom Steinzeit-Bildhauer der Venus von Willendorf bis zu Jeff Koons und seinen Porno-Performances mit Cicciolina die Enttabuisierung von Nacktheit und Sexualität so erfolgreich betrieben, dass die Mechanismen von Scham und Skandal heute nicht mehr wirken? Oder ist es nur so, dass Sichschämen nicht mehr schick ist und man sich in aufgeklärten Kreisen nicht mehr die Blöße geben will, Kunst zu skandalisieren? Unter Menschen, die modern sein wollen, gilt: Scham ist peinlicher als Schamlosigkeit. Und dennoch: Ende der 1990er Jahre wurde ein Buch des Autors Jacques Henric aus den französischen Buchläden aussortiert, weil es Courbets «L'Origine du monde» auf dem Titel zeigte, und noch 2009 wurde ein Buch der Autorin Catherine Breillat aus gleichem Grund in Portugal von der Polizei konfisziert. Courbet und seine Sprengkraft wirken weiter. Die Subversion der zum Schämen nackten Scham hat auch im frühen 21. Jahrhundert nichts von ihrer Kraft verloren.

Im Hinblick auf die künstlerische Freiheit ist Courbets «L'Origine du monde» eine Art Synthese aus Richard Wagners «Meistersingern» und Thomas Manns «Felix Krull». In den «Meistersingern» befreit sich die Kunst durch den Regelverstoss. Stolzing fragt: «Wie fang ich nach der Regel an?» Sachs antwortet: «Ihr stellt sie selbst und folgt ihr dann.» Die Folge ist der Skandal. Im «Krull» befreit sich der Künstler durch die Wendung ins Archaisch-Sinnliche. Madame Houplé und der Hochstapler Krull wählen als letzte Zuflucht die körperliche Triebbefriedigung. Das ganze Buch endet mit einer Kopulation. Courbets «Ursprung der Welt» steht für beides: für den Skandal und die Sexualität als Fixsterne künstlerischer Freiheit.

Der Skandal gehört zur künstlerischen Freiheit wie das Licht zum Feuer. Die Kunst ist frei. Sie lebt von der Freiheit, auch wenn sie unter unfreien Umständen entsteht. Sie erprobt die Freiheit. Kunst will ständig wissen, wie weit sie gehen kann, will ausprobieren, wie frei sie wirklich ist. Der Skandal will der Freiheit eine Grenze ziehen. Der Skandal sagt: Das war eine Grenzüberschreitung. Das gehört sich nicht. Ab hier empört sich das bürgerliche Gewissen.

In Courbets zentralem Bild herrscht Archaik – als Realismus der maximalen Natürlichkeit.

Im Skandal werden der Regelverstoss, der Traditionsbruch sanktioniert. Der freie Künstler, der Neues schafft, geht weiter. Er provoziert den Skandal. So lange, bis die erkämpfte Freiheit zu einem neuen Gefängnis wird. Wenn alles geht, wenn alles möglich und nichts mehr tabu ist, gibt es keinen Skandal mehr. Aber: Erst der Skandal zeigt dem Künstler, dass er mit seiner schöpferischen Zerstörung etwas erreicht hat. Neuland. Terra incognita. Innovation. Schöpfung. Das ist die eine Lektion vom Ursprung der Welt.

Der Geist ist schwach, das Fleisch ist stark

Die andere ist: Der Ursprung der Welt ist Körperlichkeit, und Sinnlichkeit, nicht Intellekt. Der Geist ist schwach, das Fleisch ist stark – und nicht umgekehrt. Archaischer Trieb steht vor jeder Erkenntnis – der Trieb als Antrieb zum künstlerischen Schaffen. Auch in dieser Hinsicht ist «L'Origine du monde» ein Opus summum.

In Courbets zentralem Bild herrscht Archaik – als Realismus der maximalen Natürlichkeit. Um Natur, um Ursprünglichkeit geht es immer in Courbets Werk. Er selbst beschreibt das so: «Das Schöne ist in der Natur, und es wird unter den verschiedensten Formen der Wirklichkeit angetroffen. Sobald es gefunden wird, gehört es der Kunst oder eher dem Künstler, der es entdeckt.»

Zentral für Courbets Werk sind einerseits die grossen Landschaftsszenen, etwa «Die Dorfmadchen geben einer Kuhhirtin ein Almosen in einem Tal bei Ornans» von 1853 oder «Felsiges Flusstal» und «Der schattige Bach» von 1865, andererseits die grossen, lasziven Akte, etwa «Der Schlaf» von 1866, der zwei Frauen zeigt, erschöpft von einer lesbischen Liebesszene, oder «Frau mit weissen Strümpfen» von 1861, die neben «L'Origine du monde» wohl frechste und aufreizendste Darstellung Courbets. Hier ist er in seinem realistischen Element. Und zum Realismus gehört eben auch: Laszivität, Sinnlichkeit, eine schwüle Triebhaftigkeit, die mitunter seinen Akten ebenso eigen ist wie seinen Landschaften.

Doch die Sujets stehen nicht nebeneinander, sie sind ineinander verschränkt. Sie meinen das Gleiche. Einmal sind die Naturdarstellung, die Landschaft selbst zum Akt geworden. In der 1864 geschaffenen «Felsengrotte der Loue» hat Courbet eine Art Parallelwerk zu «L'Origine du monde» geschaffen. Der Kunsthistoriker Günter Metken beschreibt das Bild so: «Das Relief der Landschaft prägt auch Sicht und Malweise Courbets: Schluchtartige Täler, dunkle Gründe und lichter Himmel darüber, Helldunkelkontraste, die Blickführung von unten nach oben. Sie vermittelt das Hinabsteigen auf die Talsohle, das Eintauchen in schattige Wälder, das Vordringen zu den Quellen von Lison und Loue. Man wird von einer geöffneten, oben vorspringenden Felsstirn empfangen; die Flanken sind moosig bewachsen. Zentral die dunkle Öffnung, aus der Wasser wie von weither und aus einem unerschöpflichen Reservoir strömt: Entstehen der Welt im Feuchten.»

Dieser Symbolismus enthält nur eine zentrale Botschaft: Kunst ist das Gegenteil von Natur. Und doch kann Natur die grösste Kunst sein. Die letzte Provokation der Kunst ist es, das eigentlich Natürliche zu betrachten. Der grösste Skandal ist der direkte, «realistische» Blick auf die ersten und letzten Dinge. Das war vor 40 000 Jahren bei der ersten Venus-Skulptur so. Das ist heute noch so. Und das war so bei Courbets «L'Origine du monde».

Das Letzte der letzten Dinge ist die Vagina. Dort entsteht Leben. In der triebhaften Sehnsucht, in der Empfängnis, in der Geburt. In der Kreation. Am Ende ist der Trieb, die Sexualität der Ursprung der Menschheit. Und der Ursprung der Kunst. Dort, in diesem geheimnisvollen schwarzen Dreieck zwischen Scham und Schamlosigkeit, entstehen Kreatur und Kreativität. So einfach, so klar, so frech ist «L'Origine du monde». Ein Skandal? Freiheit.

Mathias Döpfner ist Vorstandsvorsitzender der Axel Springer AG.
© «Die Welt»

BEOBACHTER TV

Start-up



Neu
ab 20. Februar
auf SRF zwei und
SRF 1

Experten im Einsatz

Fachleute des Beobachters coachen Jungunternehmer beim Abenteuer Selbständigkeit. Ab 20. Februar jeden Mittwoch um 19.00 Uhr auf SRF zwei und jeden Sonntag um 18.15 Uhr auf SRF 1. www.beobachtertv.ch

SRF Schweizer Radio und Fernsehen

Beobachter TV wird Ihnen präsentiert von:



Swisscanto

Anlage und Vorsorge.



1938

Der grosse Schwager

Frau Hitler, die Schwägerin des Führers, bewirbt sich um die britische Nationalität. Aber da zeigen sich unerwartet gesetzliche Schwierigkeiten, die vorläufig unlösbar scheinen.

Das englische Home-Office hat sich dieser Tage mit einem der merkwürdigsten Einbürgerungsgesuche zu befassen, das die neuere Geschichte des Königreiches kennt: Die Schwägerin Adolf Hitlers will nicht mehr länger Deutsche sein und sucht um das britische Bürgerrecht nach.

Der Sachverhalt ist der folgende: Noch zur Zeit der Habsburger Monarchie wanderte Alois Hitler, der Halbbruder des heutigen Führers, nach dem englischen Königreich aus und verdiente dort, wie ungezählte seiner Landsleute, sein Brot als Kellner. In Dublin machte er die Bekanntschaft einer jungen Irin, Brigitte Dowling. Aus der Bekanntschaft entstand ein Verhältnis, und aus dem Verhältnis entstand, durch den Umstand begünstigt, dass Alois Hitler in Dublin vereinsamt unter fremden Menschen stand, eine Ehe. Alois liess sich in Dublin nieder, wie er es vor der Ehe brav versprochen hatte, und der junge Ehestand gedieh unter den besten Voraussetzungen. Brigitte Hitler war Österreicherin geworden und schenkte ihrem neuen Vaterland einen Sohn, der durch seinen Namen Willy beweisen sollte, dass seine Eltern sich zu ihrem Heimatstaat bekannten.

Dann brach der Krieg aus. Beide Gatten hörten nun plötzlich die Stimme ihres Blutes, die

Sie ist als Irin katholisch und hält deshalb an der Unauflöslichkeit der Ehe fest.

sie nach entgegengesetzten Richtungen auseinanderzog. Es kam zur Trennung. Alois fuhr nach Österreich zurück und liess Brigitte mit ihrem dreijährigen Kind in Dublin zurück. Seither haben sich die Ehegatten nie mehr gesehen. Alois führt in Berlin ein Wirtshaus. Brigitte ist nach London übersiedelt und wohnt dort in einem kleinen Haus in Hornsey, im Norden der Stadt. Obwohl sie sich gegen die Nazis in keiner Weise zu beklagen hat und obwohl ihr Sohn ein glühender Anhänger des Onkel-Führers ist, sind ihre antideutschen Gefühle seit dem Krieg unverändert.

Bis vor einem Jahr kannte Frau Hitler ihren berühmten Schwager überhaupt nur aus der Zeitung. Da erinnerte sich der Führer plötzlich ihrer Existenz und liess sie nach München kommen. Umgeben von einem Stab von

SS-Leuten, empfing er sie und ihren Sohn und sprach mit ihnen in freundschaftlichem Plauderton. Willy war allerdings schon seit seinem zwanzigsten Lebensjahr – also seit 1931 – in Deutschland.

Schwäche für den berühmten Namen

«Der Führer zeigt meinem Sohn grosses Wohlwollen», äusserte sich Frau Hitler einem Journalisten gegenüber. «Aber er will ihn an Selbständigkeit gewöhnen und lässt ihn auf eigenen Füüssen stehen. Willy muss sein Brot



Brigitte Hitler-Dowling.

als Englisch-Korrespondent in einer Berliner Brauerei verdienen. Ich bin meinem Schwager für diese Haltung sehr dankbar. Ich habe aber während der Krise der vergangenen Tage furchtbar Schweres durchgemacht, da ich meinen Sohn in Deutschland wusste. Willy sieht seinen Vater selten. Immer, wenn er dessen Restaurant aufsucht, bezahlt er, was er dort bestellt – und das ist das Irische an ihm.»

Seit ihrer Begegnung mit dem Führer hat Frau Hitler dessen Stimme ein einziges Mal wieder gehört, und zwar am Radio, anlässlich seiner bekannten Droh- und Schmährede gegen die Tschechoslowakei. Sie ist entsetzt. Am

nächsten Tage muss sie, wie die anderen Londoner Frauen, die Gasmasken fassen. Der Krieg mit Hitler scheint gewiss. So schnell wie möglich will sie nun ihren Einbürgerungsplan, mit dem sie sich schon seit längerer Zeit getragen hat, in die Tat umsetzen.

Aber da zeigen sich unerwartet gesetzliche Schwierigkeiten, die vorläufig unlösbar scheinen. Das englische Gesetz gestattet einer vormals britischen Frau die Rückeinbürgerung nur nach vollzogener Scheidung. Frau Hitler dagegen ist wohl von ihrem Mann getrennt, nicht aber geschieden.

Sie ist als Irin katholisch und hält deshalb an der Unauflöslichkeit der Ehe fest. Für sie gibt es keine Scheidung. Sie bleibt, solange ihr Mann lebt, Frau Hitler.

Überdies spielt möglicherweise bei ihrem Festhalten an Hitlers Namen auch ein wenig die Schwäche mit, die jede Frau für den berühmten Namen ihres Gatten hat.

«Ich kenne die Familie Hitler», erklärte Brigitte auf dem Einbürgerungsamt lachend dem Beamten. «Das war es eben. Alois konnte sich nicht Rechenschaft darüber geben, dass ich Irin bin, dass er mich wohl leiten konnte, aber nicht führen. Wir Iren lieben die Freiheit über alles. Der Gedanke, dass ich, die frühere Brigitte Dowling, seit dem Anschluss Deutsche sein soll, ist mir unerträglich.

Als Österreicherin hätte ich um die Rückeinbürgerung nicht nachgesucht. Ausserdem ist es etwas peinlich, Frau Hitler zu heissen. Aber die Leute, die mich kennen, machen sich ja nichts daraus, und die anderen geht's nichts an. In meinem Herzen bin ich immer noch Brigitte Dowling, und mein grösster Wunsch wäre es, als freiheitsliebende Irin wieder in die britische Völkerfamilie aufgenommen zu werden.»

Bis jetzt ist aber das Home-Office unerbittlich geblieben. Nur nach vollzogener Scheidung will es Frau Hitler die britische Nationalität gewähren.

Das Naheliegende wäre nun, sich in dieser kleinen Minoritätenfrage an den grossen Schwager zu wenden, damit er sie nach dem Grundsatz des Selbstbestimmungsrechts der Völker löse. F. S.

Der Artikel erschien am 14. Oktober 1938.



Sehnsucht nach Harmonie: Jackie und John F. Kennedy in ihrem Haus in Hyannis Port, 1959.



Lieblingslegenden (I)

Von Daniele Muscionico

Dieses Bild ist unser Lieblingsbild, weil Augenwischerei zu den Momenten der Gnade gehört. Denn was wir sehen, ist, was wir sehen wollen: Jacqueline, geborene Bouvier, genannt Jackie. Jung, schön, gebildet, mondän, eine Adelsblüte der amerikanischen Ostküste. Das Collier von aufdringlicher Zurückhaltung, die delikate Schulterpartie freigelegt, das Gesicht eine höfische Bogenarchitektur.

Doch fällt unser Blick tatsächlich als Erstes auf die Frau? Oder ist sie im Grunde bloss Staffage und ein Richtungsschild? Denn unwillkürlich folgt unser Auge ihrer linken Schulter in die Tiefe des Raums hin zu ihm: Kriegsheld und ewiger Sohn, Familienvater und notorischer Fremdgänger, Idealist und Machtmensch, der jüngste gewählte Präsident, der je ins Weisse Haus einzog, John F. Kennedy.

Dieses Bild ist unser Lieblingsbild, weil es die Sehnsucht nach Harmonie bedient. Und mehr als das: Es zeigt einen Mann, der seiner Frau scheinbar den besten Platz im Vordergrund überlässt. Die Realität, wir wissen es, sah sehr, sehr anders aus.

Mark Shaw (1921–1969), der Mann hinter der Kamera, war nicht nur Kennedys inoffizieller Familienfotograf, er war ihr enger Freund und Vertrauter. Wenn man behauptet, Kennedy wäre nicht Präsident der Vereinigten Staaten geworden ohne seine Familie, so gilt pointiert gesagt wahrscheinlich ebenso: Kennedy wäre es nicht geworden ohne Mark Shaw.

Mit seinen Bildern des Traumpaares im Weissen Haus während der Wahlkampagne und mit Aufnahmen aus dem Familienanwesen in Hyannis Port schuf der Fotograf mehr als Dokumente eines politischen Lebens. Aus einer Mischung brillanter Porträts und vermeintlicher Schnappschüsse kreierte der in den fünfziger Jahren erfolgreiche Modefotograf die Legende von der *all-American family*, die noch Dekaden nach Kennedys Ermordung weiterwuchs.

Vierzig Jahre nach dem Tod von Shaw ist jetzt sein Archiv aufgearbeitet worden. Dabei stellen sich zwei Fragen. Erstens: Was an kitschigen Schätzen wird von den Kennedys zu entdecken sein? Und zweitens: Wie empfänglich sind wir heute für fotografische Augenwischerei? Exakt vor fünfzig Jahren hielt Kennedy seine legendäre Rede in Berlin; in memoriam dieses Ereignisses wird im Juni Barack Obama in Deutschland erwartet. Spätestens dann könnte man sich erinnern: Bilder sagen mehr als tausend Worte. Die Wahrheit sagen sie trotzdem nicht.

Nächste Woche: Pablo Picasso

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Jussi Adler-Olsen:** Das Washington-Dekret (*DTV*)
- 2 (3) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 3 (4) **Eveline Hasler:** Mit dem letzten Schiff (*Nagel & Kimche*)
- 4 (2) **Paulo Coelho:** Die Schriften von Accra (*Diogenes*)
- 5 (–) **Timur Vermes:** Er ist wieder da (*Eichborn*)
- 6 (5) **Sandra Brown:** Blinder Stolz (*Blanvalet*)
- 7 (7) **Vina Jackson:** 80 Days – Die Farbe der Lust (*Carl's Books*)
- 8 (–) **Thomas Meyer:** Wolkenbruchs wunderliche Reise ... (*Salis*)
- 9 (8) **Camilla Läckberg:** Der Leuchtturmwärter (*List*)
- 10 (9) **Martin Suter:** Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (–) **Beat Kuhn, Christine Schönbächler-Michel:** Ziemlich wild (*Gassmann*)
- 2 (1) **Isabelle Neulinger:** Meinen Sohn bekommt ihr nie (*Nagel & Kimche*)
- 3 (2) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi – Mützenmacher (*Frech*)
- 4 (3) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:** Myboshi – Mützen und mehr (*Frech*)
- 5 (5) **Pola Kinski:** Kindermund (*Insel*)
- 6 (8) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 7 (–) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 8 (4) **Detlef Pape:** Schlank im Schlaf (*Gräfe und Unzer*)
- 9 (7) **Jamie Oliver:** Jamies 15-Minuten-Küche (*Dorling Kindersley*)
- 10 (6) **Florian Illies:** 1913 – Der Sommer des Jahrhunderts (*Fischer*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Behindertentheater

Seit zwanzig Jahren führt das Zürcher Theater Hora Bühnenstücke mit geistig Behinderten auf. Nun wurde die Gruppe an das Berliner Theater treffen eingeladen – die grösste Ehre, die einem deutschsprachigen Theater zuteilwerden kann. Doch ist es tatsächlich eine Auszeichnung, wenn sich ein Behindertentheater gegen grosse Elitetheater durchsetzt, selbst wenn es mit einem Starregisseur wie Jérôme Bel zusammenarbeitet? Ein ungutes Gefühl bleibt. Der Gründer einer britischen Behindertentanzgruppe sagte einmal, er habe sich über den ersten Verriss in einer Zeitung sehr gefreut, das sei für ihn das Zeichen gewesen, dass seine Gruppe endlich ernst genommen werde. Angesichts dessen kann man dem Theater Hora nur wünschen, es werde in Berlin auch gebührend kritisiert. (rb)

Film

«Meine Frauen sind die Gewinnerinnen»

Die bekannteste Filmemacherin Irans über Freiheit, Kunst und Frauen. Von Sacha Verna

Shirin Neshats Loft in Manhattans Chinatown geht direkt auf die Canal Street. Draussen dröhnt der Verkehr, durch die grossen Fenster fällt das Licht. An den Wänden stehen einige jener Werke, mit denen die 1957 im Iran geborene Künstlerin und Filmemacherin internationale Berühmtheit erlangt hat: grossformatige Schwarzweissaufnahmen von Frauen mit und ohne Kopfbedeckung, mit persischer Kalligrafie überschrieben.

Man könnte Shirin Neshat Kitsch und ein manipulatives Spiel mit Stereotypen vorwerfen. Aber wer das versucht, wird von den Wogen der Begeisterung weggespült, die dieser Frau entgegenbranden, wo immer sie auftritt, jetzt zum Beispiel wieder an der Berlinale, wo sie in der Jury sitzt.

Sie leben seit Jahrzehnten in den USA, bezeichnen sich aber noch immer als iranische Künstlerin und Filmemacherin.

Es gibt ein Sprichwort, wonach man einen Iraner aus dem Iran nehmen kann, nicht aber den Iran aus einem Iraner. Das stimmt. Meine gesamte Familie lebt noch im Iran. Nur schon deshalb wirken sich die Geschehnisse dort unmittelbar auf mein Dasein aus. Ausserdem besteht mein Freundeskreis hier in New York überwiegend aus Exil-Iranern, die die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse im Iran genauso aufmerksam verfolgen wie ich.

Ihre Identität als Iranerin, Unterdrückung und Aufruhr spielen in Ihrem Werk eine zentrale Rolle. Warum haben Sie sich einer politischen Lesart Ihrer Arbeit dennoch stets widersetzt?

Ich vermittele in meinen Werken keine politischen Botschaften. Gute Kunst ist nicht tendenziös. Mein Werk hat auch keinen dokumentarischen Charakter, sondern drückt aus, was in der Luft liegt, ohne einfach die Wirklichkeit abzubilden.

Als politische Aktivistin sind Sie in New York zum ersten Mal 2009 anlässlich der «grünen Revolution» im Iran aufgetreten. Haben Sie sich seither aus Resignation wieder ins Studio zurückgezogen?

Ich habe mich nicht zurückgezogen. Ich ging für ein Filmprojekt nach Ägypten. Dabei geriet ich mitten in die Revolution.



«Gute Kunst ist nicht tendenziös»: Künstlerin

Sind Sie mit den Leuten auf die Strasse gegangen?

Ich wurde Zeugin der Ereignisse. Eben war ich wieder dort und bin mit neuen Foto- und Videoarbeiten zurückgekehrt, die die Ernüchterung spiegeln, der die enthusiastische Aufbruchsstimmung von damals gewichen ist. Ich brauche mein Studio, um Abstand zu gewinnen, aber ich würde Werke nie nur aufgrund von Zeitungsartikeln produzieren.

Welche Rolle spielt Kunst für die Reformbewegungen in den arabischen Ländern?

Darüber spreche ich oft mit meinen Freunden. Wir stellen die US-Kultur mit all ihren Freiheiten der iranischen mit all ihren Einschränkungen gegenüber. In den Vereinigten Staaten wird vor allem Unterhaltung produziert. Im Iran bringen Künstler Werke hervor, die zwar die Regeln des Regimes nicht brechen, aber so stark und subversiv sind, dass sie von der Regierung trotzdem als Bedrohung wahrgenommen werden. Gute Künstler sind Seismografen der Gegenwart und drücken die Gefühle des Volkes aus. Das ist ihr Beitrag zur Revolution.

Wie werden Ihre Werke im Iran rezipiert?

Mein Werk sorgt überall für Kontroversen. Ich habe im Iran viele Fans und ebenso viele Kritiker. «Women Without Men» zum Bei-



Shirin Neshat.

spiel durfte nicht gezeigt werden, fand aber auf DVDs Verbreitung und wurde heftig diskutiert. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, als Künstlerin auch in meiner Heimat eine Stimme zu haben.

Eine Stimme für die Frauen, die Sie ja in Ihren Arbeiten prominent inszenieren?

Die Rolle der Frau in meinen Werken wird im Westen missverstanden. Ich stelle die Frauen nie als Opfer dar. Nie. Sie protestieren und fordern Autoritäten und die Männerwelt immer heraus. Meine Frauen sind die Gewinnerinnen. Natürlich weiss ich, dass Frauen in Wirklichkeit von der arabischen Gesellschaft und der Religion weit stärkerem Druck ausgesetzt sind als Männer. Aber arabische Frauen unterwerfen sich nichts und niemandem. Sie kämpfen. Und im Gegensatz zu den Frauen hier im Westen wollen sie nicht so sein wie die Männer. Sie wollen dieselben Rechte, bestehen jedoch auf ihrer Sinnlichkeit, auf ihrem Frausein. Das ist eine ganz neue Art von Feminismus.

Sie sitzen in der Jury der Berlinale, wo der neue Film Ihres Freundes, des iranischen Dissidenten Jafar Panahi, gezeigt wird.

Ich war überrascht, als ich davon erfuhr. Jafar wurde 2010 inhaftiert und mit einem zwanzigjährigen Berufsverbot belegt. Na-

türlich freut es mich auch sehr, dass die Leitung des Festivals sich so solidarisch zeigt.

Ist die Neigung des westlichen Publikums, Werke wie die Ihren oder die Jafar Panahis zu feiern, nicht einfach eine wohlfeile Art, eine echte Auseinandersetzung mit islamistischen Regimen zu vermeiden?

Jafar ist einer jener Menschen, die ihr Leben für ihre Kunst riskieren und der Welt immer wieder beweisen, dass der Iran kein barbarisches Land ist, sondern eines mit einer reichen Kultur. Seine Künstler sind Irans beste Verteidiger. Leute wie Jafar verdienen alle Unterstützung, die sie kriegen können. Aber natürlich ist es ein zweifelhafter Segen für einen Künstler, wenn er nur seiner Nationalität wegen Beachtung findet oder weil sein Werk aus einem Land mit einer repressiven Regierung stammt. Das reduziert uns auf eine Rolle, die manche von uns gar nicht spielen wollen, und frustriert viele von uns. Ausserdem finden auf diese Weise oft auch Kunst und Künstler Anklang, die gar nicht besonders gut sind.

Shirin Neshat ging 1974 für ihr Kunststudium in die USA und hat ihre Familie im Iran zuletzt 1996 besucht. Ihr Werk ist in ihrer Heimat verboten. Viele ihrer Arbeiten befinden sich in den Sammlungen grosser Museen überall auf der Welt. 2009 gewann sie für ihren ersten Film, die symbolistische Utopie «Women Without Men», den Silbernen Löwen am Filmfestival von Venedig.

Jazz

Die Kunst des Selbstverständlichen

Von Peter Rüedi

Seit dem Abend des 25. Juni, als Orrin Keepnews, der Produzent des einst massgebenden Plattenlabels Riverside, in einem Klub in Berkeley die Mikrofone für diese Live-Session aufbauen liess, sind mehr als sechzig Jahre vergangen. Das ist länger, als der «Jazz» bis dahin gelebt hatte, seit den mythenumwobenen Frühzeiten im New Orleans vor dem Ersten Weltkrieg, als zwar das Rad schon erfunden war, aber das Automobil eben erst seit kurzem, und wer Musik hören wollte, musste sich leibhaftig dorthin bemühen, wo sie gespielt wurde. Keepnews' Marke trug einen etwas irreführenden Namen, denn mit der Musik von «Down by the Riverside» hatte sie wenig zu tun. Sie war am Puls der Zeit.

Die Westküste war ein guter Ort für Live-Aufnahmen, von Cannonball Adderley bis Thelonious Monk, und eben auch für dieses Quintett. Es war eine All-Star-Formation, die die Poker-Anspielung des Titels voll rechtfertigte («Full House»): Wes Montgomery, der «Boss Guitar» (so hiess eine andere seiner Platten), auf seinem Instrument der Massstab aller Dinge zu seiner Zeit und weit darüber hinaus, engagierte (zu dessen Ärger) die heisseste Rhythmusgruppe jener Tage, jene von Miles Davis, und dazu den Tenorsaxofonisten Johnny Griffin. Das schien die nächstliegende Kombination. Wes und Griff und Wynton Kelly, Paul Chambers, Jimmy Cobb waren Meister eines siedenden, aus dem Blues geborenen Post-Bop. In Wahrheit spielten sie, von dieser Sternstunde abgesehen, kaum zusammen. Genau das machte das Feuer dieser Begegnung aus. Sie ist, auf die Schnelle aus Stücken arrangiert, die alle zur Lingua franca der Beteiligten gehörten, eine so fraglos selbstverständliche, wie der Teufel swingende Angelegenheit, dass sich viele Worte darüber verbieten. *Stop, look and listen.* Jetzt ist die komplette Session, ergänzt durch einige *alternate takes*, wieder erschienen.

Nichts für musikalische Vegetarier. Das blutige Fleisch am Knochen. Ohne Beilagen. Laut hören! Klar, dass sich später so unterschiedliche Gitarristen wie Jimi Hendrix und Pat Metheny auf Vater Wes in dieser Hochform bezogen.



Wes Montgomery: Full House. The Complete Session. Essential Jazz Classics EJC55577

Top 10

Knorr's Liste

1	Jagten Regie: Thomas Vinterberg	★★★★★
2	Lincoln Regie: Steven Spielberg	★★★★★
3	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
4	Life of Pi Regie: Ang Lee	★★★★★
5	Zero Dark Thirty Regie: Kathryn Bigelow	★★★★☆
6	Silver Linings Playbook Regie: David O. Russell	★★★★☆
7	Parker Regie: Taylor Hackford	★★★☆☆
8	Flight Regie: Robert Zemeckis	★★★☆☆
9	Quartet Regie: Dustin Hoffman	★★★☆☆
10	Gangster Squad Regie: Ruben Fleischer	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (-)	Kokowääh 2 Regie: Til Schweiger	31 281
2 (1)	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	19 648
3 (-)	Parker Regie: Taylor Hackford	12 525
4 (2)	Lincoln Regie: Steven Spielberg	7 837
5 (3)	Flight Regie: Robert Zemeckis	5 851
6 (4)	Gangster Squad Regie: Ruben Fleischer	5 125
7 (7)	Quartet Regie: Dustin Hoffman	4 656
8 (8)	Zero Dark Thirty Regie: Kathryn Bigelow	4 298
9 (9)	Schlussmacher Regie: Matthias Schweighöfer	4 064
10 (5)	Fünf Freunde 2 Regie: Mike Marzuk	3 825

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	The Expendables 2 (Impuls)
2 (2)	Das Bourne-Vermächtnis (Universal)
3 (3)	Intouchables (TBA)
4 (-)	Fire with Fire (Impuls)
5 (4)	Ted (Universal)
6 (5)	Abraham Lincoln – Vampire ... (Fox)
7 (8)	Was passiert, wenn's passiert ist (Univ.)
8 (10)	The Dark Knight Rises (Warner)
9 (-)	The Raid (Koch)
10 (6)	Paranorman (Universal)

Quelle: Media Control



Eingriffe wie Hitzestösse: Lancaster (Philip Seymour Hoffman, vorne), Freddie (Joaquin Phoenix).

Kino

Seelenverfinsterung

«The Master», die meisterliche Psycho-Studie zwischen Gläubigem und Guru, bezieht sich lose auf Scientology-Gründer L. Ron Hubbard. Von Wolfram Knorr

Er ist der mit Abstand ungewöhnlichste Filmemacher: der amerikanische Regisseur und Drehbuchautor Paul Thomas Anderson (43). Wohlgemerkt: Paul Thomas, nicht Paul W. S. Anderson («Resident Evil») oder Wes Anderson («Moonrise Kingdom»). Paul Thomas hat zwischen 1996 und 2012 sechs Filme gedreht, von denen jeder, wie etwa «Magnolia» (1999) oder «There Will Be Blood» (2007), von bohrender Intensität ist; und zwar von einer Kompromisslosigkeit, die es im US-Film nicht mehr gibt. Anderson ersinnt Figuren, häutet sie und dringt in ihre Seelengehäuse; dann schiebt er sie so lange hin und her, bis die Moral herauskommt, die er aufzeigen wollte. Paul Thomas ist ein Seelen-Vivisekteur. Seine Eingriffe sind wie Hitzestösse, kurz bevor Seele und Hirn verbrühen. Sich auf Andersons Filme einlassen ist wie sich an Gewichte binden, die einen hinabziehen in die Tiefen des rätselhaften menschlichen Verhaltens und Gemüts. Sie gleichen Kammerspielen, jagen aber die Kammern in die Luft, je gnadenloser die Kamera an den Figuren klebt – und Welthaltigkeit wird sichtbar.

In seinem jüngsten Film, «The Master», finden der Kriegsheimkehrer Freddie (Joaquin Phoenix) und der charismatische Guru Lancaster Dodd (Philip Seymour Hoffman) zueinander. Es ist das Ende der vierziger und der Beginn der fünfziger Jahre; Konsum und

Wirtschaft beginnen zu boomen. Viele Ex-Soldaten, allein gelassen, finden keine Orientierung und keinen Halt. Freddie ist einer von ihnen; ein Alkoholiker, der mehrheitlich hakedicht ist und sich sein Gesöff aus den wütesten Substanzen braut. Er versucht's als Porträt-Fotograf in einem Kaufhaus, als Feldarbeiter, bis er sich wie ein streunender Hund auf einer Jacht verkriecht, auf der gerade eine Hochzeit gefeiert wird.

Dort macht er die Bekanntschaft von Lancaster Dodd, dem Meister einer treuen Anhängerschar. Zwischen dem jovialen, 250-Watt-Superlaune verströmenden Dodd und der dunklen Gestalt des wurzel- und ruhelosen Freddie entsteht eine magische Beziehung. Dodd ist wie eine Saugmaschine, die es auf Freddie abgesehen hat und ihn zum willigen Gläubigen seiner kruden Philosophie und Hypnose-Technik macht.

Nach dem Krieg, so Anderson, hatten Heiler aller Couleur – wie L. Ron Hubbard mit seiner Scientology-Sekte, auf die sich Anderson lose bezieht – Hochkonjunktur. Sie gaben den Orientierungslosen Halt, eine Richtung, eine Vision. Für Dodd, voluminös wie ein Container, in den seine Gefolgsleute ihre Hilflosigkeit kippen, sind Freddie's Jähzorn und Aggressivität eine Herausforderung. Nur seine Frau Peggy (Amy Adams) erkennt im Neuling eine gefähr-

liche Flamme, die an ihrer und ihres Gatten Gemeinde wie an einer Lunte entlangzischt.

«The Master», in wuchtigem Cinemascope, ist der wohl furioseste und suggestivste Seelenverfinsterungs-Clinch seit langem. Zwei Seelen, die sich gegenseitig zu brauchen meinen, ineinander verkeilt. Obwohl fast ausschliesslich Joaquin Phoenix und Philip Seymour Hoffman im Bild sind, gelingt Anderson das Psychogramm einer Ära mit ihrer rasanten Zukunftseuphorie und ihrem schlechten Gewissen. Hoffman, mit bräsigem Übermut, und Phoenix, ungestüm wie ein herumschwirrender und stechender Moskito, sind überwältigend. ★★★★★

Weitere Premieren

Post Tenebras Lux — Der Mexikaner Carlos Reygadas («Stellet licht») bekennt: «Das Ziel der meisten Filmemacher ist, zu gefallen. Das ist nicht mein Ziel. Mein Ziel ist es, mich mit absoluter Freiheit ausdrücken zu können und fähig zu sein, beim einen oder anderen Zuschauer etwas zu bewirken.» Klare Ansage, und bei der Kritik bewirkt das im jüngsten Opus sofort Höhenkamm-Geschwurbel wie «höchst vordergründig unverständlich». Man kann davon ausgehen, dass das extrem positiv gemeint ist, aber es ist richtig: Das Kamera-Gefummel mit den unscharfen Rändern (unscharfe Ränder! Welche Kühnheit! Welche künstlerische Freiheit!) um ein



Welche Kühnheit! «Post Tenebras Lux».

Fragen Sie Knorr

Durch Zufall sah ich kürzlich «Justice est faite» von André Cayatte. Ein alter Film, der mich gepackt hat. Wie schätzen Sie denn Cayatte ein? L. W., Zurzach



«Justice est faite» («Schwurgericht») aus dem Jahre 1950 hat damals in Frankreich Furore gemacht. André Cayatte (1909–1989), Anwalt, Drehbuchautor und Regisseur, gelang das mit vielen Filmen, seit er sich, nach Literaturverfilmungen, für das Genre des Polit- und Gerichtsfilms entschieden hatte

junges, urbanes Paar mit Kindern, das sich aufs Land zurückgezogen hat, ist tatsächlich komplett unverständlich; leider aber auch quälend langweilig. Wer solche Filme liebt, darf auf keinen Fall den Schluss verpassen: Da reisst sich der Mann selbst seinen Kopf vom Rumpf. Ganz stark und vermutlich gaaanz bedeutend. ★☆☆☆☆

Parker — Unter dem Pseudonym Richard Stark veröffentlichte Donald Westlake (1933–2008), ein Schnell- und Vielschreiber, in



Kurzweilig: «Parker» mit Lopez (l.), Statham.

den sechziger und siebziger Jahren eine Reihe schnörkelloser Reisser um den hartgesottenen Kriminellen Parker, der, so zwielichtig er ist, immer ein Moralist bleibt – sogar mit Robin-Hood-Neigung. Der bekannteste Parker-Roman ist «Point Blank», zweimal verfilmt: 1967 mit Lee Marvin und 1999 («Payback») mit Mel Gibson. Taylor Hackford («An Officer and a Gentleman») nahm sich den Film «Flashfire» als Vorlage, der stellenweise wie ein Remake von «Point Blank» wirkt. Parker beteiligt sich an einem Coup und wird reingelegt. Im schillernden Palm Beach beginnt er, unterstützt von Jennifer Lopez, seinen Rachefeldzug. Jason Statham, ständig Prügel beziehend, ist ein klasse Parker und Hackfords Hymne auf die Gangsterfilme der siebziger Jahre ein kurzweiliges, teilweise überflüssig brutales, staubtrockenes Vergnügen. ★★★★★

und eigene Erfahrungen als Anwalt in seine Storys einbrachte. In «Schwurgericht» geht es – ziemlich modern – um Sterbehilfe. In «Nous sommes tous des assassins» («Wir sind alle Mörder», 1952) kämpft er vehement gegen die Todesstrafe. Cayattes Filme waren damals echte Aufreger, wirken aber heute, aufgrund der häufig zu plakativ vorgetragenen Thesen, ein wenig angestaubt.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Alles super

Von Rico Bandle

Man hätte das Gefühl kriegen können, von dieser Sendung hänge die Existenz des Schweizer Fernsehens ab. Schon vor dem Start von «The Voice of Switzerland» waren die Juroren auf allen SRF-Kanälen präsent, lobten die Sendung, die Kandidaten und vor allem sich selbst. Kein Superlativ war den Juroren super genug, um den Gesangswettbewerb anzupreisen. Und für jene glücklichen Menschen, die sich dem Selbstlob entziehen, indem sie Radio und Fernsehen ausschalten, liess SRF landauf, landab Werbeplakate aufhängen: Auch sie sollten wissen, dass nun das Fernsehen der Extraklasse kommt.

Nach der ersten Sendung vor einigen Wochen stimmten die meisten Medien in die Begeisterung mit ein. Doch, doch, diese Castingshow sei eine ganz ordentliche Sache, so der Grundtenor. Vielleicht liegt es ja am Ausfall der Fernsehquoten, dass sich niemand getraute, die Wahrheit auszusprechen. Wer will schon eine Sendung zerreißen, wenn dann irgendwann herauskommen könnte, dass sie Rekordquoten erreicht?

Dabei: «The Voice of Switzerland» ist unausstehlich.

Die aufgesetzte Lobhudelei aus den Vorschauen setzt sich in der Sendung ungehemmt fort, selbst bei Kandidaten, deren Gesang bloss mittelmässiges Karaoke-Niveau erreicht. Die Lockerheit der Juroren wirkt dermassen angestrengt, dass man das Gefühl hat, SRF habe ihnen mit einem Stromstoss durch den Drehsessel gedroht, sollten sie nicht alle zehn Sekunden ein «Wow» oder sonst etwas Hysterisches von sich geben. Die gespielten Emotionen, das pseudocoole englische Geplapper, die plastifizierte Privat-TV-Ästhetik – das geht vielleicht auf RTL, im gebührenfinanzierten Schweizer Fernsehen wirkt das bloss lächerlich.

Dass eigentlich grossartige Musiker wie Philipp Fankhauser oder Stefanie Heinzmann so etwas mitmachen – na ja, vielleicht ist das heute nötig, wenn man Karriere machen möchte. Man kann für die beiden nur hoffen, dass sie in Zukunft nicht unwiderruflich mit dieser Sendung assoziiert werden.

The Voice of Switzerland:
Samstag, 20.10 Uhr, SRF 1.

Hinter den Kulissen

Aviel Cahn an der Zürcher «Rigoletto»-Premiere und Elena Maximova im Londoner «Eugen Onegin». Von Hildegard Schwaninger



Der Klatschpresse als Begleiter bekannt: Intendant Cahn.

Interessant, wie man in allen Opernhäusern der Welt hinter den Kulissen immer die gleichen Leute trifft. Bei der «Rigoletto»-Premiere in Zürich war Aviel Cahn da, der Zürcher, der seit fünf Jahren Intendant der Oper in Antwerpen ist. In Belgien ist Cahn mittlerweile nicht nur den Opernkritikern, sondern auch der Klatschpresse bekannt. «Als Begleiter», schmunzelt er; er ist mit der bildschönen Schauspielerin Clara Cleymans liiert. Aviel Cahn spricht mittlerweile so gut Flämisch, dass er mit ihr sogar in Talkshows auftritt. Nach Zürich kam er, um die Regisseurin Tatjana Gürbaca zu sehen. Er kennt sie, seit er Intendant in Bern war; da engagierte er sie für die Tschaikowsky-Oper «Mazeppa». Jetzt ist sie in Antwerpen, wo sie «Parsifal» inszeniert (Premiere in der Karwoche). Am Opernhaus Zürich wird Tatjana Gürbaca 2014 «Aida» inszenieren. Die Darstellerin der Gilda in «Rigoletto», die junge Sopranistin Aleksandra Kurzak, ist übrigens die neue Flamme des Tenors Roberto Alagna.

Hinter den Kulissen blüht der Klatsch. So auch in London im Royal Opera House Covent Garden, wo die neue Produktion von «Eugen Onegin» (alle Vorstellungen ausverkauft) gezeigt wird. Piotr Iljitsch Tschaikowskys Meisterwerk findet zwar in einer etwas eigentümlichen Inszenierung statt. Die Protagonisten werden im Doppelpack geliefert. Zwei Tatjanas stehen auf der Bühne, zwei Lenskis, zwei Eugen

Onegins. Einer, der singt, und sein jüngeres Selbst. Der Regisseur hat sich etwas Psychologisches ausgedacht. Die Oper als Sich-Erinnern. Schwierig wird das für die Sänger, und der Zuschauer weiss nicht, wo hinschauen, wenn eine junge Tatjana in unbeschwerter Verzückung tanzt und daneben die gestandene Krassimira Stoyanova singt. Inszeniert hat der 39-jährige Operndirektor Kasper Holten, der sich erstmals im eigenen Haus als Regisseur präsentierte. Supercool in der Titelrolle der Zürcher Don Giovanni, der Engländer Simon Keenlyside.



Wiederschen in Zürich: Regisseurin Gürbaca.

An der Premierenfeier sah man viele bekannte Gesichter. Die aus Perm stammende Mezzosopranistin Elena Maximova (sang die Olga) ist in der Schweiz bekannt, seit sie letzten Som-

mer an den St. Galler Festspielen die Marguérite («La damnation de Faust» von Hector Berlioz) sang. 2014 singt sie dort «La Favorita» von Donizetti. Vorher kommen «L'Italiana in Algeri» an der Wiener Staatsoper, «Eugen Onegin» mit Anna Netrebko an der Met in New York, «Anna Bolena» neben Edita Gruberova und so weiter. Die Termine der Russin koordiniert ein Zürcher, der in London natürlich auch da war: der Opernagent Teddy Gerstel, seit zwei Jahren ihr Freund.

Elena Maximovas Agent, der berühmte Germinal Hilbert, kam aus München. Auch Rita Schütz, die Agentin aus Zürich, war da, mit ihrem Künstler Pavol Breslik, der berührend den Lenski sang – am Zürcher Opernball ist er einer der Gesangssolisten, die das Starprogramm unter Dirigent Fabio Luisi gestalten. Krassimira Stoyanova, in London in Begleitung ihres Mannes Dmitri, kennt man in Zürich als Rusalka, und der junge Dirigent Robin Ticciati, der den Abend musikalisch leitete, führte in Zürich in «Cosi fan tutte» den Taktstock. Zu einer der nächsten Vorstellungen hat sich die Opernsängerin Noëmi Nadelmann als Besucherin angesagt. Sie kommt nach London, um ihre Tochter Jamileh zu besuchen, die hier Modedesign studiert.

Wenn der Ouzo fliesst, vergessen auch die Griechen ihre Sorgen, und so wurde der griechische Abend im Hotel «Storchen» in



Neue Flamme: Sopranistin Kurzak (r.).

Zürich ein unbeschwertes Fest. «Kulinarische Höhenflüge aus Mykonos» waren angekündigt (dauern bis 24. Februar), es kochte das Team des allen Mykonos-Liebhabern bestens vertrauten Hotels «Santa Marina» (Chefkoch: Stathis Thermos, Souschef: Dimitris Mylonas). Die Gäste waren angehalten, in festlicher Sommerkleidung zu erscheinen, und so sah man Hoteldirektor Jörg Arnold erstmals ohne Krawatte dafür in weissen Hosen. An dem frostigen Februarabend herrschte hier Ferienstimmung: dank einem Live-Duo, das griechische Lieder sang, und Party-DJ Mr.V-Poz aus Mykonos. Die Storchen-Rôtisserie mutierte zur Tanzdiele.

Im Internet

www.schwangerpost.com

Einfacher und besser

Die Pflegeassistentin Olga Campaniello, 32, und der Briefträger Arturo Gueniat, 28, haben im vergangenen Dezember geheiratet. Böse Überraschungen sind nicht zu erwarten.



«Schnapszahl»: Ehepaar Gueniat-Campaniello.

Olga: Der erste Kuss erfolgte an einem zwölften Dezember vor fünf Jahren, und natürlich setzten wir alles daran, dass wir am 12.12.12 heiraten konnten. Eine solche sogenannte Schnapszahl begeistert natürlich auch andere Paare. Die Konsequenz war, dass ich an einem Junitag morgens um 7.30 Uhr vor dem Standesamt stand, um einen der wertvollen Termine zu ergattern, der mitten im Winter stattfinden sollte.

Arturo: Wir lernten uns im Aufenthaltsraum des Berner Inselspitals kennen. Olga war in der Hauswirtschaft beschäftigt und wollte gerade die Abfallsäcke entsorgen ...

Olga: ... als ich mit einem attraktiven Securitas-Mann zusammenprallte. Arturo sagt, es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen, als er mich eine Woche zuvor zum ersten Mal gesehen hatte. Nach dem Bodycheck sprachen wir, tranken einen Kaffee, und ich verliebte mich Hals über Kopf in ihn. Ich sagte nichts, weil ich dachte, ein solches Geständnis könnte ihn vielleicht erschrecken. Das Risiko, dass er mir durch die Lappen geht, wollte ich mittelfristig aber doch nicht eingehen, und am besagten zwölften Dezember nahm ich meinen Mut zusammen und küsste ihn zum ersten Mal.

Arturo: Olga stammt aus Italien, ich wuchs mit einem afrikanischen Stiefvater auf und bin in dieser Kultur verwurzelt. Man muss nicht aus dem gleichen Milieu stammen, um glücklich zu werden, und ähnliche Wertvorstellungen sind auch nicht unbedingt nötig. Verschiedene Ansichten und Reaktionen, die nicht immer zu hundert Prozent verständlich sein müssen, können eine Beziehung beleben, ohne dass diese Verschiedenartigkeit einen Keil zwischen die Menschen treibt. Wichtiger ist, dass wir unsere Gefühle miteinander besprechen. Manchmal braucht dies etwas Mut, manchmal ist das etwas unbequem, aber es verhindert die bösen Überraschungen.

Olga: Manchmal staunt man, wie andere Paare denken oder wie sie miteinander umgehen. Ich glaube, dass zwei Dinge Beziehungen am meisten gefährden: unrealistische Vorstellungen und Machtkämpfe.

Arturo: Dass man zusammen kämpft, aber auch spielerisch miteinander umgeht, scheint mir wichtig. Ein solches Verhalten kann man bewusst steuern. Zusammen, würde ich sagen, ist ein solches Leben dann einfacher und besser.

Olga: Arturo organisierte ein romantisches Picknick mit Prosecco und Erdbeeren, Kerzen und passender Musik. Der Heiratsantrag fand an unserem Lieblingssee statt, und so nahm das Glück unaufschiebbar seinen Lauf.

Arturo: Vor der Hochzeit macht man sich viel zu viele Gedanken, am Schluss läuft doch immer irgendetwas schief. Also nahmen wir es irgendwann ziemlich locker, das Wichtigste – der Termin – war ja bald unter Dach und Fach. Wir wollten am grossen Tag vor allem Spass haben. Der Kleiderordnung und anderen einengenden Details schenken wir keine besondere Beachtung.

Olga: Das Fest war multikulturell mit afrikanischem und europäischem Essen. Ich trug eine Dreadlocks-Frisur und ein mit Pailletten besticktes Kleid im Stil einer Meerjungfrau, Arturo einen weissen Anzug. Zusammen mit dem Schnee, der an diesem Tag auf den Wiesen und Strassen lag, erlebten wir eine perfekte, winterliche Märchenhochzeit.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Politically correct

Von *Andreas Thiel* — Alle sprechen davon – keiner weiss, was es ist.

Schulze: Guten Tag, wir sind die Herren Schulze und Schulze vom Amt für Political Correctness.

Schultze: Uns ist zu Ohren gekommen, Sie würden unsere Regeln regelmässig übertreten.

Thiel: Was wollt ihr Gletschermumien hier? Nur, weil ich gesagt habe, der Papst tritt zurück, weil jetzt in Frankreich Homosexuelle heiraten dürfen ...

Schultze: Ich versichere Ihnen, der Papst wird nach seinem Rücktritt nicht in Frankreich heiraten.

Schulze: Aber wenn Sie den Papst als Homosexuellen verunglimpfen, dann ist das genau so ein Fall, von welchem wir ...

Thiel: Wer hat hier gesagt, der Papst sei homosexuell? Lassen Sie mich doch ausreden, Sie Kirchenschiffmatrose. Ich sagte nur: Dieses französische Gesetz hat dem armen, konservativ veranlagten Papst den Rest gegeben. Aber, dass Sie die Bezeichnung «homosexuell» als Verunglimpfung bezeichnen, das finde ich ...

Schultze: Hier geht es nicht um uns, hier geht es um ...

Thiel: Da hängt ein deutscher Papst sein Kreuz an den Haken, und Sie ...

Schulze: Was hat das mit der nationalsozialistischen Vergangenheit des Papstes zu tun?

Schultze: Ich ermahne Sie, Ihre Worte ...

Thiel: Meine Worte? Ihr Bademeisterkollege brachte den Nationalsozialismus ins Spiel. Ich wollte Ihnen vorwerfen, dass Sie nur auf dem Papst herumhacken, weil er Deutscher ist.

Schultze: Hier geht es aber um Ihre Tätigkeit als Kolumnist eines Revolverblattes, welches im Sinne der Political Correctness ...

Thiel: Political Correctness ist die englische Übersetzung für Humorlosigkeit.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Landadel von der Adria

Von Peter Rüedi



Man könnte nicht sagen, die Appellation Abruzzo wäre der Nabel der italienischen Weinwelt. So wenig wie die Montepulciano d'Abruzzo die Königin der italienischen Sorten ist (nicht zu verwechseln mit der Traube, der wir den *Vino Nobile di Montepulciano* verdanken: Die, Prugnolo genannt, ist eine Variante des Sangiovese). Die Zone entlang der mittleren Adria, sozusagen im Schatten des abruzzischen Apennin oder des Gran Sasso d'Italia, ist zwar fussballerisch durch den Aufstieg in die Serie A der Mannschaft von Pescara zu etwas Ruhm gekommen (er wird, nach aller Wahrscheinlichkeit, nicht länger als eine Saison dauern).

Beim Wein ist ihre einzige, allerdings dauerhafte Ikone der Trebbiano von Edoardo Valentini aus Loreto Aprutino, gute zwanzig Kilometer östlich vom genannten Pescara (*Weltwoche* Nr. 34/12). Obwohl: Man lasse sich nicht täuschen. Auch in den Provinzen ist der Fortschritt angelangt, und wenn dann einer seine ganze Sorgfalt an die vermeintlichen Gemeinplätze wendet, kann überraschend Grossartiges entstehen. Weshalb sollte mit der roten Montepulciano nicht gelingen, was mit der weissen Trebbiano möglich ist? Die Cantine Talamonti sitzen zudem im nämlichen lieblichen Loreto Aprutino wie die Kellerei Valentini. Lassen wir die Kirche im Dorf: Die Klasse von Valentinis Trebbiano hat der «Kudos» von Talamonti nicht. Aber vergleichen wir auch nicht Äpfel mit Birnen. Gewiss ist diese Cuvée aus Montepulciano (70 Prozent) und Merlot (30 Prozent), ein Jahr im 300-Liter-Fass geeicht, ein sehr schöner, würziger, rotbeeriger, am Gaumen auch auf elegante Weise komplexer, etwas abgründiger Roter. Ein Landadeliger eher als ein *nouveau riche*. Dessen griechischer Name, wiewohl ein marketingtechnischer Ritterschlag vor dem Hintergrund der hellenistischen Tradition des ostitalienischen Weinbaus (auch in Apulien und in Kampanien pflegt man die Grecomanie), ist so gesehen keine Hochstapelei. Zudem: Angesichts einer Produktion von 13 000 Flaschen ist sein Preis noch erstaunlicher als sonst schon. Der «Kudos» 2008 ist jetzt mit grossem Vergnügen zu trinken. Und noch locker zehn Jahre haltbar.

Talamonti Kudos 2008. Colline Pescaresi. 14%. Borgovecchio, Balerna. Fr. 17.50. www.borgovecchio.ch

Ein Sprüngli Richtung Fernost

Von Jürg Zbinden

1 — Wo heute fast nur noch Aperol Spritz geordert wird, speziell während der Sommermonate, bestellte man in den achtziger Jahren einen Kir Royal. Das Getränk war kultig und chic und verdankte seine enorme Popularität in Bars von München-Schwabing bis Luzern der gleichnamigen Fernsehserie in sechs Teilen (Regie: Helmut Dietl). Jetzt feiert der Trendcocktail ein Comeback in luftig-süsser Form: Die Confiserie Sprüngli präsentiert den Kir Royal neu als königliches Luxemburgerli, welches im Monat Februar in den Verkaufsgeschäften erhältlich ist. Das feine Makrönchen harmoniert perfekt mit dem fruchtig-prickelnden Prosecco/Cassis überrascht durch einen Kern aus Cassis-Gelee. Die zartcremige Füllung mit dem Aroma Prosecco/Cassis überrascht durch einen Kern aus Cassis-Gelee. Die Neukreation wird von einem Überzug aus zartschmelzender Grand-Cru-Schokolade veredelt. Unter www.myluxemburgerli.ch kann man der Luxemburgerli-Box mit einer selbstgestalteten Banderole eine persönliche Note verleihen. Zur Auswahl stehen liebevoll illustrierte Sujets zu Anlässen wie Geburtstag, Hochzeit, Jubiläum oder Muttertag. Diese lassen sich mit einer persönlichen Grussbotschaft und eigenem Bild individualisieren – fertig ist die süsse Überraschung für Familie, Freunde und Bekannte.

2 — «Perfect Rouge» verheissen die Shiseido-Lippenstifte in nicht weniger als fünfzehn Rot-Varianten, darunter «Venetian Rose», «Dragon», «Sweet Pea», «Bedtime», «Fuchsia», «Sensation». Das Design greift das Shiseido-Markenzeichen auf, die Kamelienblüte. Im Schwarz der Hülse schimmert ein Hauch von Rot – als Hommage daran, dass «Perfect Rouge» rotes Licht reflektiert und so jede einzelne Nuance intensiviert. Am unteren Ende des Lippenstifts sind die Worte «Tokyo Ginza Shiseido» eingepreßt. Verantwortlich für die Frühling-/Sommer-Kollektion von Shiseido ist Make-up-Artist Dick Page. «Perfect Rouge» kostet um Fr. 40.– und ist seit Januar im Handel.

3 — «Luminizing Satin Face Color» sind hauchzarte Puder, erhältlich in den zwei neuen Nuancen «Starfish» und der abgebildeten «Medusa». Das frische, schmeichelnde Finish bleibt den ganzen Tag lang schön, ohne dass sich die Haut trocken anfühlt. Um Fr. 58.–, auch von Shiseido.

1



2



3





Auto

Das gibt's nur einmal

Der BMW M135i kombiniert ein bisschen Wahnsinn mit solider deutscher Wertarbeit. *Von David Schnapp*

Sein Bruder ist schon jetzt eine Legende: das 1er-M-Coupé, das BMW letztes Jahr in limitierter Auflage auf den Markt gebracht hat, war eine wahnwitzige Kiste. Ein Kleinwagen mit enormer Leistung im Angeberkleid. Manche Kurven, durch die ich dieses Auto gejagt hatte, sind mir bis heute in bester Erinnerung. Nun hat die M GmbH, Haustuner und Motorsportabteilung von BMW, letztes Jahr auch damit begonnen, nicht mehr nur eigene Entwicklungen wie eben das 1er-M-Coupé zu bauen, sondern unter dem Label «M Performance» Serienmodelle mit einer Handvoll PS aufzumotzen. Die kommen dann ohne allzu aufdringliche Schweller und Verbreiterungen aus, sondern fahren im Kleid eines braven Durchschnittsautos vor.

Werte wie ein Sportwagen

Wie der M135i, der auf den ersten Blick wie der nette Kleinwagen von nebenan aussieht, aber, sobald man den Startknopf gedrückt hat, zum Tier mit fünf Türen wird. (Es gibt ihn auch mit drei Türen, das ist aber nur für Doppelverdiener ohne Kinder empfehlenswert.) Mit dump-

fem Grollen springt der Motor an, wütend beschleunigt der BMW. So etwas gibt es nur einmal, kein anderer Hersteller bietet zurzeit dieses kleine bisschen Wahnsinn auf Rädern: Der bekannte Reihen-Sechszylindermotor von BMW wird mit einem Doppelturbo beatmet und leistet zwischen 1300 und 4500 Umdrehungen fast angsteinflößende 450 Newtonmeter. Lediglich 4,9 Sekunden dauert es, bis die 1505 Kilogramm (Leergewicht) auf 100 km/h beschleunigt sind. Es gibt Tester, die haben sogar weniger gemessen. Das sind Werte, die auch ein Porsche 911 Carrera erreicht. Die Sportautomatik mit acht Stufen sortiert dabei die Gänge schnell und effizient, eine Handschaltung wurde nicht vermisst.

Den M135i gibt es zwar auch mit dem Allradsystem X-Drive, aber mit klassischem Hinterradantrieb ist die Freude am Fahren einfach grösser. Damit und mit einer beherzten Fahrweise wird der kleine BMW zur Heckschleuder im besten Sinne. Das ESP lässt sich in Stufen zurücknehmen und greift im Notfall auch im «Schlafmodus» noch ein, wenn der Pilot zu übermütig werden sollte. Mein Testwagen war mit richtig guten Pirelli-Winterreifen ausgerüstet, was sich bei so einem Auto lohnt.

Fazit: Der M135i ist nichts für Leute, welche die Frage stellen, wer solche Autos braucht. Wer bereit ist, den Preis zu bezahlen, bekommt ein kompaktes Auto in deutscher Wertarbeit und mit dem gewissen Etwas.

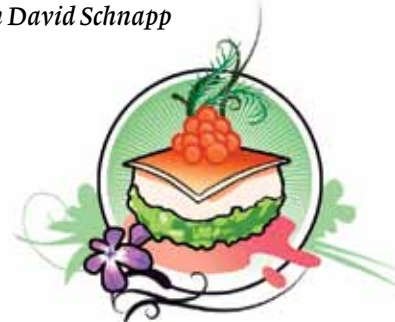
BMW M135i (5-Türer)

Leistung: 320 PS, Hubraum: 2979 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 52 300.– (Testwagen: Fr. 69 500.–)

Zu Tisch

Präzision und Balance

Von David Schnapp



Die Moderne zeigt sich in Spitzenrestaurants in der Geometrie auf dem Teller. Man hat sich von der Symmetrie verabschiedet, die in der Schweiz grosse Köche wie Philippe Rochat oder Horst Petermann in Perfektion gepflegt haben. Der avantgardistische Koch richtet seine Gerichte in unterschiedlichen Ausprägungen an wie kleine Modelleisenbahn-Landschaften. Zu den Spitzenvertretern dieser neuen Teller-Ästhetik gehört natürlich Andreas Caminada, der einen raumgreifenden Stil mit vielen kleinen Elementen pflegt. Oder Tanja Grandits, deren Arrangements nur auf den ersten Blick wie ungeordnete Häufchen in der Mitte des Tellers aussehen. Oder Heiko Nieder, der geschickt variiert zwischen Strenge und vorgetäuschter Zufälligkeit.

Ein Meister der modernen Haute-Cuisine-Präsentation ist der Augsburger Rolf Fliegauf, 32, der sich als junger Wilder im «Ecco» im «Hotel Giardino» in Ascona einen Namen gemacht hat. Mit höchster Präzision und Intuition für das Zusammenwirken vieler kleiner (und grösserer) Elemente richtet er an. Mittlerweile zieht Fliegauf mit seinem Restaurant im Winter in die Berge ins «Ecco on Snow» im «Giardino Mountain» in St. Moritz-Champfèr. Der Kochstil ist mittlerweile auf dem Punkt, im Zentrum eines Gerichts steht immer ein hervorragendes Grundprodukt (Bergeller Eichelmastrschwein, Filet vom Luma-Beef, Kaisergranat etc.), das Fliegauf mit einem sicheren Gespür für die Balance der Aromen und Zutaten inszeniert.

Dabei kommen moderne Techniken, Geliermethoden etc. zum Einsatz, ohne dass der Küchenchef dabei das Wichtigste aus den Augen verliert: den Geschmack. Das Schwein etwa kommt als hinterlistige Erinnerung an eine ländliche Metzgete auf den Teller, als geschmortes Bäckchen, als Kotelett mit etwas Blutwurstcreme, Rahmwirsing und Apfel. Das bleibt nachvollziehbar und ist trotz der relativen Einfachheit ein raffiniertes Gericht.

«Ecco on Snow» im Hotel «Giardino Mountain», Via Maistra 3, 7512 Champfèr-St. Moritz. Tel. 081 836 63 00. Nur Abendessen. Montags und dienstags geschlossen. 2 Sterne (Michelin), 15 Punkte (Gault Millau). Mehr zum Menü von Rolf Fliegauf: www.dasfilet.ch



«Ich bin eigentlich der Tätschmeister»: Glamour-Model Fernandes.

MvH trifft

Nomi Fernandes

Von Mark van Huisseling — Zum Valentinstag eine Überraschung: Eine Frau im Gespräch (und erst noch eine junge).

Ein Haftungsausschluss: Dass erst in der siebten Ausgabe dieser neuen Reihe die zweite Frau erscheint (nach einer «ewig 39-jährigen» Milliardärin ein «Busen-Model», *Glückspost*), ist weniger Ausdruck meines Frauenbilds, sondern mehr des Angebots an befragungsbereiten Gesprächspartnerinnen, denke ich.

«Ich meinte, wir treffen uns an dem Anlass für den neuen Maserati Quattroporte im «Dolder Grand», dann hätte ich gefragt: «Ich bin hier, weil ich einen Maserati gehabt habe. Und du?»» (Doch sie kam nicht, wir trafen uns am folgenden Tag, in der Halle des «Park Hyatt».) «Genau aus dem gleichen Grund, ich hatte auch einen.» – «Ehrlich, was für einen?» – «Den alten GranSport, von 2005; ich habe den aus den Staaten hierhergebracht, er war weiss mit Hellblau, aber tiefergelegt, und problematisch, im Winter nicht fahrbar...» – «Von woher bist du jetzt in die Schweiz gekommen?» – «Aus L.A.» (Los Angeles.) «Deinem Haupt-

oder Zweitwohntort?» – «Eigentlich bin ich fest stationiert dort, aber ich komme immer wieder in die Schweiz, weil ich die Familie noch hier habe.» (Wir sind nicht bekannt miteinander, uns bloss einmal vorgestellt worden, deshalb das Du, nehme ich an.)

«Wie erklärst du deiner neunjährigen Tochter, was du von Beruf machst?» – «Die Leute, die mich das fragen, meinen, dass meine Arbeit mit *Playboy* im Vordergrund sei und sehr präsent in meinem Leben. Das ist ein Problem, denn *Playboy* ist vielleicht zehn Prozent der Arbeit, aber in den Medien extrem ausgeschlachtet worden, das *Playboy*-Image werde ich in der Schweiz wohl nicht mehr los. [Von ihr kamen Fotos in Ausgaben verschiedener Länder, an einer Party in der Playboy Mansion war sie ebenfalls. Und auf ihrer Website steht: «by Nomi Fernandes, *Playboy*.] Eigentlich habe ich eine Modelagentur, aber nicht für *fashion models*, wie in Zürich, Paris oder Mailand, son-


dern anders, weil wir in L.A. sind. Das ist ein ganz anderer Markt.» (Nicht alle Neunjährigen, die ich kenne, könnten folgen, glaube ich.) «Findest du den Begriff *glamour model* in Ordnung?» – «Da musst du aufpassen, weil in England ein *glamour model* ein bisschen... Da kommt einem sofort Katie Price in den Sinn.» – «Boxenluder also.» – «Genau, in den Staaten dagegen ist *glamour modeling* halt das Bikini-, Lingerie-, *red hot*-Zeugs; glamouröser, sexyer.» – «Bist du selber noch Model?» – «Ab April ist Babes Management [die Agentur, an der sie beteiligt ist] eine *production company*, das heisst, wir arbeiten für Werbefilme oder TV-Serien. Ich bin eigentlich der Tätschmeister. Aber ich stehe auch noch vor der Kamera.»

Grosser, cooler Freund

«Du hast, so sieht es aus, einige bekannte oder berühmte Leute kennengelernt, wo trifft man solche?» – «Die laufen ganz normal rum, zum Teil geht man ins Fitness und trifft sie, oder an *auditions*; und Leute werden einem vorgestellt... Die guten, wichtigen Leute kennen einander, L.A. ist eben doch eine kleine Welt.» – «Viele Schweizer Missen et cetera fahren nach Hollywood, weil sie schauspielern, singen oder so wollen. Du hast schon Jobs bekommen – was kannst du besser?» – «Ich bin keine Schauspielerin, das ist nicht mein Metier; meine Passion ist das Tanzen, ich bin ehemalige Tänzerin, habe acht Jahre Ballettschule gemacht. Und dann hatte ich die Möglichkeit, für Michael Bay im Film «*Pain & Gain*» zu arbeiten. [Das ist ihr grosser, cooler Freund, liest man – «Busen-Nomi als Tourist-Guide für «*Transformers*»-Regisseur», *20 Minuten* –, sie seien aber kein Paar.] Ich war Tanz-Coach von Bar Paly, die eine Hauptrolle hatte und als nächste Megan Fox gilt. [Auf der IMDb-Webseite muss man «Vollständige Liste aller Mitspielenden und -arbeitenden» wählen, um Bars Namen zu finden.] Und man muss fokussiert sein. Zu meinem ersten Vorstellungstermin war ich eine Stunde zu spät, weil ich die Paramount-Studios nicht gefunden habe. Michael sagte: «Das ist Hollywood, und ich habe noch nie von Nomi Fernandes gehört – sei besser pünktlich.»

«In deinem Geschäft wird einem vorgeworfen, du suchst doch nur einen reichen Mann, am besten einen alten, stimmt das?» – «Uh, eklig. Ich hatte Angebote von Leuten, die meine Agentur finanzieren wollten, das habe ich immer abgelehnt. Und wenn alles, was mir versprochen wurde, gestimmt hätte, würde ich längst bei den Oscars über den roten Teppich gehen. Die *gold digger*-Mentalität hast du in L.A. natürlich, aber ich bin selbständig, bin es gewohnt, ich war jahrelang allein. Ich habe nie einen reichen Mann gesucht. Wenn mir ein älterer Mann geholfen hat, dann mein Daddy.»

Ihr liebstes Restaurant: «Katsuya», 11777 San Vicente Boulevard, Los Angeles (Brentwood), USA, Telefon +1 310 207 8744



Im Durchschnitt
fühlen sich 63%
der Mitarbeitenden
überlastet.

Kein Unternehmen ist durchschnittlich. Deshalb bieten wir Ihnen massgeschneiderte Dienstleistungen. Wir helfen mit, die Gesundheit Ihrer Mitarbeitenden zu verbessern, Kosten und Absenzen zu reduzieren – und zu verhindern.

Lassen Sie sich von uns beraten:
per Telefon 058 277 18 00 oder
auf www.css.ch/unternehmen.
Ganz persönlich.

